

# Rezensionen

**Bosco, Lorella/Gilleir, Anke (Hg.) (2015): Schmerz. Lust. Künstlerinnen und Autorinnen der deutschen Avantgarde. Bielefeld: Aisthesis Verlag. 270 S.**

In seiner Grundlage-Monographie über die Zeitperiode 1890–1933, „Avantgarde und Moderne“, stellt Walter Fähnders mehrmals fest, dass trotz einer offensichtlichen ‚Feminisierung‘ des Lebens und der Kunst bzw. einer Umwertung geschlechtstypischer Rollenzuweisungen das literarische Feld und die ‚Imagination‘ der Frau stark vor dem Hintergrund des traditionellen männlichen Selbstverständnisses definiert wurde. Auf den gleichen Widerspruch wird in der Einleitung des vorliegenden Bandes hingewiesen: „[...] gerade das Jahrhundert der Moderne, das in sozial-politischer Hinsicht *die* Epoche der Frau war, fing damit an, Frauen aus dem Kulturgedächtnis zu tilgen“ (S. 9.). Um dies zu korrigieren, entstanden zwar eingehende wissenschaftliche Arbeiten, jedoch fehle es an systematischen Darstellungen von Künstlerinnen der deutschen Avantgarde. Als eine solche Übersicht versteht sich der Band, dessen elf Beiträge die Zeitspanne zwischen Fin de Siècle und Surrealismus umfassen. Lorella Bosco und Anke Gilleir weisen in der Einleitung auf Parallelitäten und Berührungspunkte von feministischer und avantgardistischer Kunst hin, sowohl hinsichtlich einer gesellschaftlichen Randposition als auch ästhetischer Techniken und der Frage der Autorschaft. Betont wird der prozessuale,

performative Charakter der ‚neuen‘ Kunst und ein sich daraus ergebendes neues Körperkonzept. Die Programmatik der Performativität führt zu einer verstärkten medialen Präsenz und ihrer Thematisierung, und daraus folgt auch die umfassende Thematik des Bandes: Schmerz- und Lusterfahrungen, die „in den Selbstentwürfen der Avantgardistinnen zur Schau gestellt und ironisch gebrochen, unterminiert oder ausgegrenzt“ (S. 15) werden.

Die Beiträge folgen der literaturgeschichtlichen Chronologie. Der erste Beitrag von Anke Gilleir („Galateas gebrochene Nase. Künstlertum und Weiblichkeit im Werk Dolorosas“) zeichnet das Porträt der heute in Vergessenheit geratenen Performerin und Schriftstellerin Maria Eichhorn (Künstlername Dolorosa) auf, die im Berliner Kabarett der Jahrhundertwende den „theatralischen Raum“ für ihre grenzüberschreitenden Kunstformen und tabuisierten Themen wie Lust, perverse Sexualität, Schmerz und Macht gefunden hat. Gilleir positioniert Dolorosas Romankunst als die einer Übergangszeit, in der die Weiblichkeitsbilder der Jahrhundertwende durchgespielt werden. Sie liest diese Romane als eine „Variante des Endzeitdiskurses“ (S. 31), die mit dem Weiblichkeitsmythos schlicht aufräumen.

Christiane Schönfelds Aufsatz mit dem Titel „Alle Qual vom Herzen schreiben“. Performative Ästhetik von Lust und Schmerz in Margarete Böhmes ‚Tagebuch einer Verlorenen‘ (1905) und ‚Dida Ibsens Geschichte‘ (1907) in Text und Film“ bringt neue Aspekte ins Spiel: die Gesellschaftskritik der Autorin und die Rolle des literarischen Marktes. Der mehrfache Zusammenhang zwischen diesen und den Interpretationsschwerpunkten Authentizität und Subjektkonstitution wird stringent herausgearbeitet. Denn gerade die scheinbare Authentizität des Romans als Tagebuch eines „gefallenen Mädchens“ macht Böhmes Bücher zum absoluten Bestseller. Andererseits wird gezeigt, wie und zu welchem Zweck Authentizität literarisch inszeniert wird: Böhme konstruiert einen Kontrast zwischen individuellem (Schmerz-)Empfinden und der Verallgemeinerung desselben, wodurch eine „Doppelstruktur der Subjektkonstitution“ (S. 62) entsteht, was zur Vermittlung gesellschaftskritischer Inhalte dient. Gleichzeitig bezeichnet Schönfeld die Abwesenheit der Lust – als Eros – in beiden Romanen als eine Leerstelle. Die Analyse der Verfilmungen kommt zu ähnlichen Schlussfolgerungen: auch bei den Regisseuren Oswald und Pabst wird die Gesellschaft mit ihrer Doppelmoral als „Schmerzquelle“ (S. 76) dargestellt. Elisabeth Krimmers Beitrag („Extasy and Pain. The Representation of War

and Violence in Käthe Kollwitz's Works“) geht von der These aus, dass sich Käthe Kollwitz als Künstlerin jedweder Kategorisierung entzieht. Ihr „unzeitgemäßes“ Verhalten als Künstlerin und als Frau wird betont: Ziel des Beitrags ist, die Ambivalenz ihrer Kunst aufzuzeigen und ins kritische Licht zu rücken. Dabei werden drei Themen fokussiert: Im Kapitel „Revolution“ stellt Krimmer den Widerspruch zwischen Kollwitz' Bestimmung als Pazifistin und der leidenschaftlichen Darstellungsweise revolutionärer Gewalt der frühen Werke als „heroische Fantasien“ (S. 82), dar. In den weiteren Kapiteln „Krieg“ und „Mutterschaft“ hat Krimmer die Absicht, das Bild der Pazifistin bei Kollwitz weiter zu nuancieren: Der Verlust ihres Sohnes im Ersten Weltkrieg lässt die Mutter die Sinnlosigkeit des Krieges und gleichsam dieses Todes nicht zugeben. Diese kriegsbejahende Attitüde schlägt jedoch ins Gegenteil um, als Kollwitz um das Leben des anderen Sohnes bangt: in kämpferischen Pazifismus, in die Darstellung der Trauer und des Schmerzes. Christine Kanz wendet sich in ihrem Beitrag „Spielerische Lust am kulturellen Dazwischen und intellektuellen Anderswo. Kreative Mobilität und Transkulturalität in Else Lasker-Schülers Gedichten und Erzähltexten“ vor allem der literarischen Tätigkeit Lasker-Schülers hin, die aber von ihren anderen (inter)medialen Kunstformen, z. B. *live performances* nicht zu trennen

ist. Im Mittelpunkt der Untersuchung stehen die Raumerfahrungen bzw. die Raumsemantik der Poesie, ausgehend von der These, dass ihre Kreativität und schöpferische Lust „auf der permanenten Bewegung“ beruhen. (S. 110) Aus diesem Grund wird Lasker-Schülers Poetik als transkulturelle Praxis bezeichnet und mit Hilfe von Begriffen wie „Heterotopie“, „Schöpfungslust zwischen Fern- und Heimweh“, „Heterogenität“ beschrieben. Kanz verweist auch auf das „Spiel mit Geschlechteridentitäten“ (S. 117) – Lasker-Schüler als Prinz Jussuf – und auf die Intermedialität und Visualisierung ihrer Sprache, was orientalischen Ursprungs sei. Schmerz und Lust werden im Beitrag als die beiden Seiten weiblicher Produktivität gekennzeichnet.

Lasker-Schülers Kunst, vor allem ihre Montage-Technik ist auch das Thema des folgenden Beitrags: Markus Hallensleben vergleicht diese mit Hannah Höchs Collagen („Faces oft he German Female Avant-Garde. Portrait Montages in Else Lasker-Schüler and Hannah Höch“). Anlass eines derartigen Beitrags könnte sein, dass die beiden Künstlerinnen als zentrale weibliche Figuren der deutschen Avantgarde – Expressionismus und Dadaismus – gelten, und eine vergleichende Untersuchung ihrer Kunst bisher kaum vorgenommen wurde. Hallenslebens Analyse geht von den Gemeinsamkeiten aus: Beide haben einen spielerisch-ironischen Zugang zu der

normativen Geschlechter-Dichotomie ihrer Zeit, und auch ihre Montage-Technik ist ähnlich. Verglichen werden Lasker-Schülers „poetographische Porträt-Montagen“ (S. 136), die die Künstlerin *Gesichte* nennt, mit Hannah Höchs Photomontagen. Während Lasker-Schülers „chaotische Diskurse“ (S. 138) eher Visionen sind und dadurch ihre Performativität hervorheben, stellen Höchs Photomontagen geschlechtlich und ethnisch hybride Figuren (Gesichter) dar.

Auch Ruth Hemus beschäftigt sich mit Hannah Höchs Photomontagen („Made for a Party‘? Legs as Fetish in Hannah Höchs Photomontage Works“). Es handelt sich um das Schaffen Höchs in den 1920er und 1930er Jahren, um die Zwischenkriegszeit, in der die Dada-Künstlerin das moderne Leben vor allem durch die fragmentierte Darstellung des weiblichen Körpers ausdrückt. Nach Hemus stellt Höch durch die wiederholte Thematisierung nackter Frauenbeine traditionelle Bedeutungszuweisungen und Geschlechterrollen spielerisch in Frage. Frauenbeine gelten als Symbol für die ‚neue Frau‘, und implizieren Freiheit, Macht, Lust, Liebe und Sex. Nach ausführlicher Analyse von vier montierten Bildern resümiert Hemus, dass diese hybriden Frauenbilder sowohl die Fragmentierung der Identität als auch die Scheinheiligkeit und die Grenzen von Gender- und Rassenzuweisungen unterstreichen.

Giulia A. Disantos Studie „Zwischen Anna und Hannah. Die Gestaltung des Weiblichen in Kurt Schwitters‘ und Hannah Höchs gemeinsamen Arbeiten“ zeichnet ein Bild vom komplizierten Beziehungsnetz der Dada-Künstler, vor allem zwischen Hannah Höch, Kurt Schwitters und Raoul Hausmann. Die Studie erörtert den Widerspruch zwischen der provokativen und kritischen Einstellung der Dadaisten zu tradierten sozialen Formen der bürgerlichen Gesellschaft (Ehe, Frauenbild, Sexualität) und der Angst der männlichen Künstler, die ihr „tradiertes Vorrecht auf künstlerische Schöpfung“ (S. 181) durch die ‚neue Frau‘ als Konkurrentin als bedroht empfunden haben. In Bezug auf die Freundschaft zwischen Kurt und Hannah gilt jedoch nicht die Polarität von Geschlechteridentitäten „männlich“ – „weiblich“, sondern der Zwischenraum der „schöpferischen Indifferenz“ (S. 188) – so die These der Verfasserin. Vorgestellt wird Schwitters ‚Gesamtkunstwerk‘ „Merzbau“ sowie Höchs Beitrag zum Projekt, was für beide „die Lust am Schaffen“ (S. 189) ermöglichte.

Bei Carola Hilmes („Verquer. Elsa von Freitag-Loringhovens unbotmäßige Auftritte“) lesen wir folgendes Zitat: „nicht zufällig [...] [liegt] ein bedeutender Ausgangspunkt der Performance in der feministischen Performance“ (S. 200). Dies gilt für die weibliche Avantgarde im Allgemeinen und somit für die Problemstellungen des vorliegenden Bandes

und charakterisiert besonders eklatant Elsa von Freitag-Loringhovens „Alltagsinszenierungen“ (S. 193), in denen sie ihre (verquerte) Geschlechtsidentität skandalös hervorkehrt, um damit zu provozieren. Unter dem Stichwort ‚Aporien der Avantgarde‘ wird der gescheiterte Versuch der „Dada-Queen“ (S. 193) geschildert, die Grenzen zwischen Kunst und Leben zu verwischen. Sie gilt zwar als „einzig wahre Dadaistin“, wird aber nicht als Künstlerin wahrgenommen und anerkannt, wird nicht „musealisiert“, bleibt letztendlich eine Künstlerin ohne Werk. Hilmes überträgt diese individuelle Marginalisierung auf die ganze Bewegung, indem sie feststellt, für Dada könne es „keinen Ort in der Kunstgeschichte geben“ (S. 209.)

Eine ganz andere Weise dessen, wie eine Künstlerin nach der Überwindung der Kluft zwischen Kunstwerk und Leben, Körper und Geist trachtet, wird im Beitrag von Lorella Bosco („Denn wir suchen die Lust und nichts anderes.“ Stigmata, Ekstase und Askese in Emmy Hennings‘ Werk“) aufgezeichnet. Emmy Hennings und ihr Ehemann Hugo Ball, beide konvertierte Katholiken, waren von stigmatisierten Heiligen (Franz von Assisi, Katharina von Siena, Katharina Emmerick) ihr Leben lang fasziniert. Boscos These ist, dass diese Faszination bei Hennings in ihrem früheren Hang an jeder Art von Spiel und Theater wurzelt und auch poetologische Konsequenzen hat. Vorgestellt

wird das Thema der Stigmatisierung in ihrem autobiographischen Roman „Das Brandmal“, wobei Zusammenhänge zwischen dem Metaphernfeld und der weiblichen Autorschaft aufgezeigt werden. Aus der Tradition des orientalischen Christentums entsteht das Romanprojekt „Theodora“, das als Hennings eigenes autobiographisches und autofiktionales Schreiben bewertet wird, in dem sie sich selbst „als Theodora-Nachfolgerin, als Sünderin und Heilige, als Prostituierte und Asketin zugleich inszeniert.“ (S. 232).

Inge Arteel untersucht in ihrem Aufsatz „Marieluise Fleißers groteske Sachlichkeit“ das Verhältnis der zeitgleich nebeneinander existierenden Tendenzen Neue Sachlichkeit und Avantgarde, welche, besonders in der literarischen Praxis von Autorinnen, eher Gemeinsamkeiten als eine klare Abgrenzung der poetologischen Positionen aufweisen. Genannt wird Beckers Kategorie „neusachliche Avantgarde“ (S. 237), die eine Aufhebung gegensätzlicher ästhetischer Positionen postuliert. Der Beitrag spürt in diesem Sinne den „ästhetischen Inkongruenzen“/„ästhetischen Unzeitgemäßheiten“ (S. 238) in Fleißers Erzählungen nach, die sich auf der narrativen Ebene widerspiegeln und besonders in der Genderthematik die Ambiguität der Texte begründen.

Ein Beitrag über die (spät)avantgardistische Schriftstellerin und Künstle-

rin Unica Zürn von Marion de Zanger („A Dreadful Lust For Forbidden Eyes. Unica Zürn and the Force of Imagination“) schließt die Reihe der Künstlerinnen-Porträts der deutschen Avantgarde ab. Die fast in jedem Beitrag konsequent durchgezogene Thematisierung von Schmerz- und Lusterfahrungen, wodurch der Band besonders kohärent wirkt, erhält im letzten Beitrag eine große Wichtigkeit, zumal das Leben der psychotischen Künstlerin lange Phasen der intensivsten Leiderfahrungen enthielt und relativ früh durch Selbstmord ein Ende nahm. De Zangers Absicht ist, das Bild von Zürn als ‚machtloses Opfer‘ zu korrigieren und zu zeigen, wie sie sogar ihre Krankheit künstlerisch kreativ umsetzt und wie viel Lust, Freude, Befriedigung und Herausforderung sie dabei findet.

Neben den plausiblen gender- und kunsttheoretischen Zugängen zeichnet sich der Band besonders durch sein reichhaltiges und informatives literatur- und kunsthistorisches Material aus. Die Herausgeberinnen Lorella Bosco und Anke Gilleir sind Forscherinnen der historischen Avantgarde bzw. der Frauenliteratur und der Gender-Theorie. Lorella Bosco, als Mitglied der Peter-Szondi-Werkstatt der Pannonischen Universität Veszprém, gehört auch zum Netzwerk der ungarischen Germanistik.

*Gabriella Rác (Veszprém)*

## **Csúri, Károly/Jacob, Joachim (Hg.) (2015): Prinzip Wiederholung. Zur Ästhetik von System- und Sinnbildung in Literatur, Kunst und Kultur aus interdisziplinärer Sicht. Bielefeld: Aisthesis. 425 S.**

Zum 60. Jubiläum der Neugründung der Alexander von Humboldt-Stiftung 1953 wurde im Herbst 2013 von Professor Károly Csúri ein sehr niveauvolles Humboldt-Kolleg an der Universität Szeged veranstaltet. Der Einladung waren namhafte Wissenschaftler, vor allem Germanisten, aber auch Kunst-, Kultur- und Medienwissenschaftler sowie Philosophen und Ästhetiker aus Deutschland, Österreich, Polen, Rumänien und Ungarn gefolgt. Ihre Vorträge sind nun im vorliegenden Band versammelt und werden somit einem breiteren Lesepublikum zugänglich gemacht.

Die Beiträge umkreisen die wissenschaftlich zwar schon oft angeschnittene, jedoch noch immer nicht gebührend erforschte Problematik des Phänomens der Wiederholung. Es herrscht Konsens darüber, dass die Wiederholung mit den eingeübten Praktiken, Routinen und Ritualen des menschlichen Denkens und Handelns nicht nur einen ständig präsenten Bestandteil unseres Alltags darstellt, sondern auch eine außerordentlich große Rolle in den verschiedensten Kunstgattungen spielt. Die meisten Aufsätze betonen ihre systembildende und kohärenzstiftende Funktion, einige

sehen in ihrer Einsetzung die bewusste Generierung ästhetischer Faszination, andere wiederum deuten sie als eine Art ‚Kippfigur‘, die durch Aufhebung möglicher Sinnzusammenhänge die textuelle Ambivalenz fördert.

Dementsprechend findet der Leser im vorliegenden Band eine Vielfalt an interessanten Annäherungsversuchen. Aus Platzgründen ist es der Rezensentin nicht möglich, die in ihrer thematischen Vielfalt und Zielsetzung sowie in ihrem Konzept und in der Ausführung anspruchsvollen Aufsätze umfassend zu besprechen, sodass sie hier nur kurz und ohne Anspruch auf Vollständigkeit skizziert werden.

Die fünfundzwanzig Studien des Bandes wurden drei großen Kapiteln zugeordnet: Im ersten Abschnitt werden vor allem ästhetische und theoretische Fragestellungen zur System- und Sinnbildung der Wiederholung aufgeworfen und die Anwendung des jeweiligen methodologischen Ansatzes an konkreten literarischen Textbeispielen demonstriert. *Árpád Bernáth* betrachtet die Wiederholung als notwendige Bedingung der Erkenntnis von Gesetzmäßigkeiten in den Naturwissenschaften und erläutert nachvollziehbar anhand von Textstellen aus Goethes

„Faust“, dass das Studium der Literatur auf demselben Verfahren beruht. *Károly Csúri* stellt das Konzept der logisch möglichen und der poetologisch möglichen Welten vor und verdeutlicht anschließend vortrefflich am Beispiel des Gedichts „Ruh und Schweigen“ von Georg Trakl, in welchem Sinne poetologische Wiederholungen nicht unabhängig von der literarischen Erklärung des Textes sind. Erhellendes zum Wechselverhältnis von Wiederholung und Faszination bietet die Untersuchung von *Sibylle Baumbach*, wobei sie sich vor allem auf die inszenierte Negation der Wiederholung konzentriert, die ihres Erachtens sowohl als Faszination der Wiederholung wie auch als Wiederholung der Faszination gelesen werden kann. *Joachim Jacob* thematisiert profund die rationale und magische Motiviertheit des Prinzips der Wortwiederholungen anhand zahlreicher literarischer Beispiele. Die Rolle der Wiederholung von der (Proto-)Narratologie zur klassischen Erzähltheorie steht im Mittelpunkt des Beitrags von *Magdolna Orosz*. Sie fokussiert sich dabei auf spezifische Formen von Wiederholungsstrukturen in zwei Erzähltexten von Leo Perutz. *Erzsébet Szabó* geht Analogien bei der Interpretation von fiktional-literarischen Erzähltexten nach und *Márta Horváth* bespricht den kognitiven Wert der Wiederholungen, die den Lesern bei der Orientierung in mentalen Räumen helfen und die Kohärenz der fiktiven Welt sichern.

Die Beiträge des zweiten Blocks untersuchen die Rolle und die Relevanz der Wiederholung in Kunst und Kultur, wobei die ästhetisch-theoretischen Überlegungen und die damit verbundenen exemplarischen Analysen vor allem in den Bereichen Philosophie, Musik, Film, Baukunst und bildende Künste angesiedelt sind. Dem Zusammenhang von Neuheit und Wiederholung in der Ästhetik des späten 18. Jahrhunderts ist der Aufsatz von *Reinhard M. Möller* gewidmet. *Dezső Csejtei* setzt sich mit der Frage auseinander, „ob die Wiederholung in den Prozessen der Geschichte aus philosophischer Sicht einen Primat hat, oder im Gegenteil, ein herausragender Bereich des Novums, des nie früher Gewesenen, ist.“ (S. 149). Anhand von zwei englischen Filmen erörtert *Robin Curtis* die Möglichkeiten, wie inszenierte Wiederholungen und gespielte Nachahmungen von historischen Ereignissen dem heutigen Zuschauer nähergebracht werden können. *Anna Valentine Ullrich* sucht die Gleichheit und Andersheit in der Wiederholung und charakterisiert diese als Moment kultureller Sinnstiftung in der Musik und anderen Künsten. Interessante Zusammenhänge deckt *Lehel Sata* auf, der aufgrund der von ihm untersuchten Kafka-Comics überzeugend nachweist, dass Wiederholungen in dieser Text-Bild-Konstellation nicht nur für Kohärenz sorgen, sondern auch die Rhetorik der bildsequentiellen Narration begründen. *Orsolya Bubryák* macht die Leser mit Vervielfältigungstechniken in der Porträtkunst des ungarischen



Barock bekannt, und *József Sisa* betont mit viel anschaulichem Bildmaterial die Präsenz der Wiederholung in den meisten Epochen der ungarischen Baukunstgeschichte.

Der letzte und umfassendste Abschnitt des Bandes enthält Untersuchungen zu Wiederholungen in konkreten literarischen Texten. In Karl Philipp Moritz' fragmentarischem Roman „Andreas Hartknopfs Predigerjahre“ kehren bestimmte Szenen, Motive und Zitate immer wieder, die, wie *Jadwiga Kita-Huber* zeigt, auf der strukturalen Ebene durch musikalische Elemente intensiviert werden und somit die Wiederholung als ein eindeutiges ästhetisches Kompositionsprinzip des Autors enthüllen. *Edina Sándorfi* setzt sich in ihrem Beitrag mit den wiederholten Spiegelungen der Entoptik, der Spiraltendenz und „der Ikone als einer rituell-lebendigen Wiederholung des einen, sich ereignenden Urbildes“ (S. 15) in den kunst- und naturwissenschaftlichen sowie literarischen Texten von Goethe auseinander. *Géza Horváth* zufolge erscheint die Tiradenstruktur in vielen Variationen in Novalis' „Heinrich von Ofterdingen“ und bildet dadurch das wichtigste Konstruktionsprinzip des Romanfragments. *Barbara Neymeyr* thematisiert die Epigonalität in der Künstlernovelle „Nachkommenschaften“, in der Stifter seine kritische Kulturdiagnose auf humoristische Weise äußert und den drohenden Individualitätsverlust durch die ständige Reproduktion des schon Vorhandenen sichtbar

macht. Äußerst präzise und tiefgründig analysiert *Zoltán Szendi* die vielfältigen Wiederholungselemente bei Rilke, die die poetische Mehrschichtigkeit begründend das ästhetische Wirkungspotential der Gedichte erzeugen. Überzeugend vermag *Csilla Mihály*, die die szenischen sowie figuralen Wiederholungen in Kafkas „Proceß“ einer näheren Betrachtung unterzieht, nachzuweisen, dass alle Szenen Variationen der anfänglichen Verhaftungsszene sind, wobei alle auftretenden Figuren trotz ihrer jeweiligen Eigenständigkeit eine unterschwellige Einheit bilden und den inneren Prozess des Protagonisten präsentieren. Der nachfolgende Aufsatz aus der Feder von *Hans Esselborn* überprüft drei verschiedene Deutungsperspektiven der Wiederholungen in Georg Trakls Gedichten. *Franz Fromholzer* weist in seiner überaus aufschlussreichen Studie darauf hin, dass die Wiederholung im epischen Theater bei Brecht dem lehrenden Zweck und dem sozialen Engagement dient. *Éva Kocziszkó* interpretiert Ingeborg Bachmanns Gedicht „Am Akragas“ und kommt zu dem Schluss, dass das rituelle Wiederholen auf der einen Seite eine Einheit schafft, auf der anderen Seite aber das Sprachgefüge der Dichtung offenhält. *Laura Cheie* stellt anhand ausgewählter Gedichte von Günter Eich und Erich Fried fest, dass sich die moderne Lyrik der obsessiven Macht der Wiederholung zwar nicht verweigern kann, sie aber ähnlich einem Kippbild in der Kunst als Subversion

benutzt und dadurch die Bedeutung in der Schwebe hält und somit mehrere Deutungen zulässt. Im letzten Beitrag wird von *Manfred Müller* treffend dargelegt, dass paradoxerweise gerade aus der Singularität von Josef Winklers Litaneien, die durch zahllose Wiederholungen in der Struktur, der Sprache und in den Themen gekennzeichnet sind, die von der Literaturkritik oft negativ gewertete thematische Einheitlichkeit entsteht.

Trotz – oder gerade wegen – des einen thematischen Schwerpunktes ist dieser Sammelband zu einem höchst lesenswerten, äußerst facettenreichen Werk geworden, das aufgrund

der unterschiedlichen Fragestellungen, Ansätze und Verfahrensweisen die Forschungen zum Prinzip Wiederholung bereichert und vielfältige Anregungen für vertiefende Auseinandersetzung mit dieser Problematik impliziert. Es ist aber auch für Wissenschaftler verschiedenster Kunstrichtungen eine inspirierende Lektüre und kann denen, die sich mit der Wiederholung als grundlegendem Verfahren künstlerischer Komposition bisher noch nicht befasst haben, neue Perspektiven eröffnen.

*Dóra Takács (Szombathely)*

**Drewnowska-Vargáné, Ewa (2015): Pressediskurse im Kontrast – Paralleltextanalysen zum Deutschen, Polnischen und Ungarischen. Landau: Verlag Empirische Pädagogik (= Landauer Schriften zur Kommunikations- und Kulturwissenschaft; 22). 620 S.**

„Pressediskurse im Kontrast, Paralleltextanalysen zum Deutschen, Polnischen und Ungarischen“ lautet der Titel der Monographie von Ewa Drewnowska-Vargáné, die im Jahre 2013 von der Philosophischen Fakultät der Universität Szeged als Habilitationsschrift angenommen und 2015 in gekürzter sowie aktualisierter Fassung vom Verlag Empirische Pädagogik (VEP) der Universität Koblenz-Landau herausgegeben wurde. Die Monographie befasst sich mit ei-

nem internationalen und interlingualen Pressediskurs, der überwiegend den Kosovo-Krieg behandelt. Das sehr sorgfältig gewählte Forschungskorpus stellen insgesamt 393 Textexemplare aus Leserbriefen, harten Nachrichten, Kommentaren und Interviews dar. Die konkreten Texte stammen jeweils aus drei unterschiedlichen Sprachgemeinschaften – der deutschen, polnischen und ungarischen – und wurden Presseorganen entnommen. Für das Leserbrief-Korpus wurden je vierzig

Leserbriefe aus der deutschen Presse („Die Welt“, „Die Zeit“ und „Der Spiegel“), aus der polnischen Presse („Gazeta wyborcza“, „Polityka“ und „Przekrój“) sowie aus der ungarischen Presse („Magyar Hírlap“, „168 Óra“ und „Hvg“) exzerpiert. Das Korpus der harten Nachrichten stellten 93 Textexemplare dar, je 31 aus den drei entsprechenden Sprachkorpora. In diesem Falle untersuchte Drewnowska-Vargáné deutsch-, polnisch- sowie ungarischsprachige überregionale Tageszeitungen („Die Welt“, „Gazeta wyborcza“ und „Magyar Hírlap“). In Bezug auf Meinungsinterviews wurden neunzig Textexemplare untersucht, jeweils dreißig aus dem jeweiligen Sprachkorpus: Als Presseorgane wurden in diesem Falle je drei deutsch-, polnisch- und ungarischsprachige Tageszeitungen, Wochenzeitungen und Wochenmagazine gewählt (dt.: „Die Welt“, „Die Zeit“, „Der Spiegel“; poln.: „Gazeta wyborcza“, „Polityka“, „Przekrój“ sowie ung.: „Magyar Hírlap“, „168 Óra“ und „Hvg“). Als zuletzt erforschte Presse-Textsorte wählte die Autorin den Kommentar. Sie exzerpierte insgesamt neunzig Textexemplare (je dreißig aus dem jeweiligen Sprachkorpus), die analysierten Kommentare wurden denselben deutsch-, polnisch- und ungarischsprachigen überregionalen Tageszeitungen, Wochenzeitungen und Wochenmagazinen entnommen. Für den Forschungszweck ist inhaltlich und diskursiv wichtig, dass fast alle Textexemplare

aus dem Zeitraum vom 24. März 1999 (Beginn der Nato-Luftangriffe auf Jugoslawien) bis zum 10. Juni 1999 stammen, dem Tag, an dem der UN-Sicherheitsrat eine Resolution zur Entsendung einer internationalen Friedenstruppe (KFOR) in den Kosovo verabschiedet hat (S. 10–16).

Die Monographie ist in vier Teile gegliedert. Im ersten Teil („Forschungsdesign“, S. 13–118) werden theoretische Grundlagen der Untersuchung festgelegt, d. h. sprachwissenschaftliche Begriffe der kontrastiven Textologie, Begrifflichkeit und Verfahren der Analyse sowie die Auffassung des linguistischen Diskurs-Begriffes, welcher der eigentlichen Analyse zugrunde liegt. Des Weiteren wird die Spezifik der drei o. a. journalistischen Diskursgemeinschaften im Hinblick auf die jeweiligen Traditionen, Pressesysteme und Presseorgane vergleichend dargestellt und der Kosovo-Konflikt als Schwerpunkt des Diskurses kurz historisch behandelt. In den Unterkapiteln 7 und 8 dieses ersten Teils werden ferner Methoden und Hypothesen vorgestellt sowie universelle Kategorien der Paralleltextanalyse (in Bezug auf diesen zentralen Begriff vgl. Hartmann 1980). Als „universelle Kategorien der Paralleltextanalyse“ (S. 104 f.) wählte Drewnowska-Vargáné metakommunikative Äußerungen, argumentative Topoi und Metaphern. In den Paralleltextanalysen der Leserbriefe, harten Nachrichten, Interviews und Kommentare wird allen universellen

Kategorien ein ähnliches Interesse gewidmet. Bei den metakommunikativen Äußerungen geht die Autorin der rezensierten Monographie v. a. von der Tradition textlinguistischer Untersuchungen deutscher Provenienz aus. Der Begriff ‚argumentativer Topos‘ wird im ersten Teil vorwiegend in Anlehnung an textlinguistische und gesprächsanalytische Untersuchungen von Brinker (2010) theoretisch festgelegt, jedoch ist die Autorin schon an dieser Stelle bemüht, den höchst abstrakten logisch-linguistischen Begriff an Hand ihrer konkreten deutschsprachigen Text-Belege zu demonstrieren (S. 109–118). Nicht nur die Ausgangsbelege, sondern auch die folgenden eigentlichen Analysen einzelner Textexemplare in Bezug auf den Topos-Begriff legen dem Leser nahe, dass sich als die aufschlussreichste theoretische Quelle für die Darstellung argumentativer Prozesse die inzwischen als Klassiker zu deutende Monographie „Alltagslogik“ von Manfred Kienpointer (1992) herausgestellt hat. Die Metaphernanalysen des interlingualen Diskurses folgen v. a. den Untersuchungen von Harald Weinrich (1976) sowie dem Ansatz von Christa Baldauf (1997), die in ihrer Monographie „Metapher und Kognition“ die klassisch gewordene konzeptuelle Metapher-Auffassung von George Lakoff und Mark Johnson weiterentwickelt hat.

Der zweite, umfangreichste Teil des rezensierten Werkes ist als „Paralleltextanalysen – textsortenspezifische

Vergleichsperspektive“ betitelt und umfasst insgesamt 341 Seiten (S. 126–456). Dieser Teil ist in vier Unterkapitel gegliedert, die jeweils einer der untersuchten Presse-Textsorten gewidmet sind. Zunächst werden die Leserbriefe der drei untersuchten Sprachgemeinschaften analysiert, anschließend werden harte Nachrichten, Interviews und zuletzt Kommentare erforscht.

In Bezug auf den Leserbriefdiskurs widmet Drewnowska-Vargáné ihr Interesse zuerst den untersuchungsrelevanten textsortenspezifischen Merkmalen vom Leserbrief, danach kommentiert sie Analysebefunde in Bezug auf textsortenspezifische Gegebenheiten von metakommunikativen Äußerungen, Anredeformen, Textfunktionen, Grundformen der Themenentfaltung und metaphorischen ‚suspendierten Verweisungen‘ – diesen Begriff hat Drewnowska-Vargáné (2004) bereits näher bearbeitet. Die einzelnen Analyseschritte zielen auf den interlingualen sowie intralingualen Vergleich der Textsorte Leserbrief aller drei Sprach- bzw. Pressegemeinschaften ab. Die konkreten Text-Belege werden immer zunächst in der Sprache des Originals angeführt, dann folgt – falls notwendig – die deutsche Übersetzung. Obwohl Hinweise sprachkontrastiver bzw. translato-logischer Art in der gesamten Monographie eher sporadisch, meistens in Fußnoten, vorkommen, bieten sie gemeinsam mit ihren deutschsprachigen Äquivalenten einen hinreichenden Einblick in den gesamten Presse-Diskurs der drei Sprachge-

meinschaften. Dieser Einblick wird durch den graphisch-thematischen Verweisapparat der Autorin vertieft. Die Hinweise sind jeweils innerhalb des Textbelegs platziert und werden teilweise unmittelbar nach dem entsprechenden Beleg besprochen, teilweise wird auf die im Rahmen der einzelnen Kapitel durchnummerierten Textbelege auch innerhalb der Besprechung der jeweiligen Presse-Textsorte reagiert. Die Struktur der Verweise ist zwar relativ kompliziert, bei aufmerksamer Lektüre ermöglicht sie jedoch eine gute Orientierung in der gesamten Monographie.

Im Kapitel „Harte Nachrichten“ (S. 201–273) werden zunächst untersuchungsrelevante textsortenspezifische Merkmale harter Nachrichten dargestellt. Im Rahmen der Behandlung des Nachrichtendiskurses wird die Paralleltextanalyse ebenfalls in o. a. Sinne vorgenommen. Außerdem diskutiert die Autorin ihre Analysebefunde in Bezug auf Formen der Fokussierung sowie der Textoptimierungen in den Nachrichteneröffnungen; auf Perspektiven-Wechsel in narrativ angelegten Abschnitten harter Nachrichten und schließlich auf den Metapherngebrauch und metaphorische Intertextualität in den Nachrichteneröffnungen. Aus der Gesamtanalyse harter Nachrichten der drei Sprach- und Pressegemeinschaften geht hervor, dass der weitgehend präskriptive, journalistische Terminus *harte Nachricht* insofern zu relativieren ist, als in allen drei behandelten Pressediskursen Abwei-

chungen im Sinne bewertender Stellungnahmen festgestellt wurden, die an erster Stelle dem Publikumsinteresse sowie der Emotionalisierung der Sachverhalte dienen. Für Verständnis des Kosovo-Krieg-Diskurses sind ebenfalls diejenigen Befunde der rezensierten Monographie von Belang, die die unterschiedliche Gewichtung metaphorischer Konzeptualisierungen von politischen Ereignissen in den drei Staaten im Zeitraum des Kosovo-Kriegs demonstrieren.

Im ebenfalls umfangreichen, der journalistischen Textsorte Interview gewidmeten Kapitel (S. 274–364) bespricht Drewnowska-Vargáné wiederum die textsortenspezifischen Merkmale des Interviews und behandelt in Form der Paralleltextanalyse die jeweiligen Interviewdiskurse. Die Analysebefunde sind in diesem Kapitel in Bezug auf Reformulierungen, Fokussierungen und Optimierungen bei Interviewern sowie Befragten dargestellt. Als weitere relevante Analysebefunde diskutiert die Autorin den Metapherngebrauch, die argumentativen Topoi, die Techniken des Widersprechens und zuletzt die metakommunikativen Äußerungen. Ein auffälliges Merkmal der deutschsprachigen Interviews sind textsortenübergreifende Analogien mit redaktioneller Gestaltung von Leserbriefen. Für die im rezensierten Werk diskutierten Forschungsfragen ist das Ergebnis relevant, dass die Gestaltung der Interviews von Diskursgemeinschaft zu Diskursgemeinschaft Unterschiede aufweist, dass jedoch auch textsorten-

übergreifende Analogien innerhalb aller drei Diskursgemeinschaften festgestellt wurden. Äußerst interessant ist die Schlussfolgerung, dass die „jeweils andere Reflexion des Kosovo-Kriegs auf einer jeweils unterschiedlich starken Tendenz zur Evozierung des einen oder des anderen diskursrelevanten Konzepts pro Diskursgemeinschaft und nicht darauf, dass diese Konzepte in den anderen Diskursgemeinschaften nicht bekannt wären [beruht]“ (S. 363). Im letzten Kapitel des den Paralleltextanalysen gewidmeten Abschnitts wird die Textsorte Kommentar erörtert. Nach der Darstellung der untersuchungsrelevanten textsortenspezifischen Merkmale wird wieder die Paralleltextanalyse angewandt und der Kommentardiskurs aller Sprach- und Diskursgemeinschaften vorgestellt. Für die konkrete Analyse wählte die Autorin in Bezug auf den Kommentardiskurs die argumentativen Topoi, die nicht in allen Textexemplaren vorkommenden Meinungen des Opponenten sowie die metaphorische Intertextualität in den Kommentareröffnungen. Ihr besonderes Augenmerk richtet die Autorin auf argumentative Topoi. Diese Entscheidung ist insoweit als richtig zu beurteilen, als Argumentation für diese Presse-Textsorte nicht nur typisch, sondern auch besonders wichtig ist, v. a. was die Rezipienten anbelangt. Als ein bemerkenswertes Ergebnis hat sich das höchste Vorkommen normativer argumentativer Topoi und der dem Bewerten dienenden normativen Definitionstopoi im

polnischen Kommentarprototyp erwiesen. Für den ungarischen Kommentarprototyp wurde das häufigste Vorkommen der dem Erklären dienenden deskriptiven Topoi festgestellt. In Hinblick auf den deutschen prototypischen Kommentar gilt, dass evaluierende, normative Vergleichstopoi am häufigsten vorhanden sind.

Im dritten zusammenfassenden Teil der Monografie („Paralleltextanalysen – Textsortenübergreifende Vergleichsperspektive“) werden die bisherigen Befunde aus textsortenübergreifender Perspektive verglichen. Als Kriterien für diesen Vergleich wurden metakommunikative Äußerungen, argumentative Topoi und Metaphern gewählt. In Hinblick auf metakommunikative Äußerungen ist für den deutschsprachigen Pressediskurs ein insgesamt niedriges Vorkommen metakommunikativer Äußerungen typisch, die jedoch häufig bewertend sind. Der polnische Pressediskurs ist differenzierter, was die metakommunikativen Äußerungen anbelangt: Für Leserbriefe und harte Nachrichten sind erlebensdeklarative Formeln kennzeichnend; gewagte interpretierende Interaktionsverben in harten Nachrichten sind dagegen nach Ansicht der Autorin auf die spezifisch polnische Reflexion des Kosovo-Kriegs zurückzuführen; in Interviews sind wertende metakommunikative Äußerungen so rar vertreten, dass auf jegliches ausgeprägtes Bewerten des Kosovo-Kriegs kaum geschlossen werden kann. Der ungarische Pressediskurs zum Kosovo-Krieg

zeichnet sich durch niedriges Vorkommen bewertender metakommunikativer Äußerungen in den Leserbriefen und harten Nachrichten aus.

Als der bedeutendste aller argumentativen Topoi hat sich für alle Diskurse der Nachteil-Topos gezeigt. Die deutschsprachigen Presse-Autoren interpretierten in allen untersuchten Textsorten konsequent die Nato-Intervention als Nachteil. Aus der Analyse des polnischen Pressediskurses geht hervor, dass in Polen nicht nur die Nato-Intervention in Kosovo an sich kritisch wahrgenommen wurde, sondern teilweise auch der Beitritt Polens zur Nato bzw. außenpolitische Angelegenheiten, die Polen nicht unmittelbar betrafen. Die journalistischen Autoren des ungarischen Diskurses waren wie die polnischen beim Nachteil-Topos thematisch nicht konsequent: Ihre ablehnende Haltung zu Ereignissen des Kosovo-Krieges bezog sich nicht nur auf die Nato-Bombardierung, sondern auch auf Schäden, die der ungarischen Minderheit in der Vojvodina zugefügt wurden. In Bezug auf die Rolle metaphorischer Konzepte in den analysierten Textsorten, wie sie den Kosovo-Krieg-Diskurs reflektieren, sind die Deutungen einzelner metaphorischer Konzepte in den jeweiligen Sprachgemeinschaften besonders interessant. Drewnowska-Vargáné bespricht sie zum einen im vierten Kapitel des dritten Teils der Monographie (S. 481–492), zum anderen haben entsprechende tabellarische Übersichten im Anhang eine große

Aussagekraft (S. 597–605). Die Autorin bemängelt bei Metaphern, welche die Kriegsereignisse konzeptualisieren, Kreativität, denn nur der deutsche Diskurs verfügt über bemerkenswerte diskursrelevante und zugleich intertextuell wirksame kreative Konzepte. Gerade diese Tatsache könnte nach Drewnowska-Vargáné einen Ansatzpunkt für eine Sprachkritik bilden, weil nur diejenigen metaphorischen Konzepte, die kreativ und zugleich intertextuell wirksam sind, Rezipienten von Presstexten nahelegen können, wessen Position sie widerspiegeln.

Das größte Verdienst der Monographie besteht darin, dass Drewnowska-Vargáné zwei linguistische Teildisziplinen – und zwar die kontrastive Textologie mit der sprach- und kulturvergleichenden linguistischen Diskursanalyse – methodisch verknüpft. Die Einbettung der kontrastiven, textanalytischen Vorgehensweise in die diskursanalytische Verfahrensweise ermöglicht einen interlingualen, kulturell aussagekräftigen Vergleich. Für die ungarische Germanistik ist nicht nur das Heranziehen ungarischsprachiger Korpus-Exemplare und deren sorgfältige Übersetzung ins Deutsche bereichernd, sondern auch das Erfassen der ungarischen und polnischen Presselandschaft nach 1989. Der interkulturell angelegten Germanistik kann die Monographie als Vorbild einer äußerst präzisen und zugleich nachvollziehbaren Analyse konkreter politischer Ereignisse aus der jüngsten Geschichte Europas dienen.

## Literatur:

- Baldauf, Christa (1997): *Metapher und Kognition: Grundlagen einer neuen Theorie der Alltagsmetapher*. Frankfurt/M.: Peter Lang.
- Brinker, Klaus (2010): *Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden*. Berlin: Schmidt.
- Drewnowska-Vargáné, Ewa (2004): Zur Funktion der Metaphern als ‚suspendierte Verweisung‘ und ‚Nachteil-Topos‘ in der Textsorte Zeitungskommentar – Versuch eines interkulturellen und interlingualen Vergleichs. In: *Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis* 8, S. 5–22.
- Hartmann, Reinhard R. K. (1980): *Contrastive Textology. Comparative discourse analysis in applied linguistics*. Heidelberg: Gross.
- Kienpointer, Manfred (1992): *Alltagslogik: Struktur und Funktion von Argumentationsmustern*. Stuttgart/Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog.
- Weinrich, Harald (1976): *Sprache in Texten*. Stuttgart: Klett.

*Anna Marie Halasová (Brno)*

**Greule, Albrecht/Reimann, Sandra (2015):  
Basiswissen Textgrammatik. Tübingen:  
Narr Francke Attempto Verlag (= UTB 4226). 116 S.**

Die textgrammatische Monographie (2015) von Albrecht Greule und Sandra Reimann ist in der Reihe UTB erschienen. Die vorrangige Zielsetzung der Uni-Taschenbuchreihe ist es, „Lehrbücher anzubieten, die genau auf die Anforderungen des Studiums abgestimmt sind“, und auf diese Weise in Form von „Studienliteratur [...] kompakte Einführungstexte“ zu den unterschiedlichsten Themenbereichen zu veröffentlichen (<http://www.Utb-shop.De/ueber-utb/>, abgerufen am 01. 03. 2016).

Dieser Zielsetzung entsprechend kann der Leser des hier besprochenen Buches einen textgrammatischen Über-

blick – nämlich Basiswissen im Bereich der Textgrammatik – erhalten. Die textgrammatische Konzeption der Verfasser ermöglicht eine komplexe, umfassende Herangehensweise an Texte, die einerseits in der theoretischen Auseinandersetzung mit dem Phänomen Text erscheint, andererseits einen adäquaten Ausgangspunkt für die praxisorientierte linguistische Analyse von den unterschiedlichsten Textsorten – hauptsächlich von Gebrauchstexten wie Werbeanzeigen, Wetterberichten oder Backrezepten – darstellt.

In der zielorientierten theoretischen Grundlegung des Werkes werden be-



wusst weder die Forschungsgeschichte und noch divergenten Auffassungen zum Terminus *Text* beschrieben, die Autoren konzentrieren sich vielmehr auf die strukturierte, logische Vermittlung der eigenen Position bei der Klärung der Grundbegriffe (*Text, Grammatik, Textgrammatik, Mikro- und Makrotext*), die an zahlreichen konkreten Textbeispielen erläutert werden.

Den textlinguistischen Hintergrund des Werkes bildet grundsätzlich die pragmatische Textauffassung von Brinker (1985, 2014). Die hauptsächlich pragmatisch-funktional orientierte Betrachtungsweise des Textes erscheint aber nicht nur in der theoretischen Grundlegung, sondern ist auch in den praxisorientiert durchgeführten Textanalysen zu erkennen. Die Perspektive der Textproduzenten und -rezipienten wird ebenfalls beachtet sowie die Anwendbarkeit des erarbeiteten Analysemodells in Bezug auf die Textarbeit. Hervorzuheben sind auch die strukturell-grammatischen Schwerpunkte der Textbeschreibung, die besonders durch die Formalisierungen und die vertiefte Analyse der Satzebene innerhalb des Textes zur Geltung kommen.

In der erarbeiteten Konzeption werden als Grundkategorie der textgrammatischen Beschreibung nicht nur die Verbalsätze betrachtet, sondern auch kleinere syntaktische Einheiten. In diesem Sinne bezeichnet der neu eingeführte Terminus *Minimale Textgrammatische Einheit* (MTE) „als Oberbegriff [...] die an der Textbildung beteiligten Syntagmen“, wobei sich „der Begriff »minimal« auf [den] Status [der Einheiten] als Basiselemente [bezieht], aus denen der Text kon-

stituiert ist“ (Greule/Reimann 2015: 6, 1) Im Zusammenhang mit dem zentralen Phänomen Text wird eine relevante Differenzierung zwischen zwei Typen gemacht, indem sog. Mikrotexte und Makrotexte voneinander unterschieden werden. Mit dem Begriff *Mikrotext* wird der einfache Text bezeichnet (wie eine Zeitungsmeldung), während die *Makro-Ebene* des Textes den komplexen Text (auch *Großtext* genannt, z. B. einen TV-Programm-Hinweis) betrifft, der aus verschiedenen einfachen Texten aufgebaut ist.

Bezüglich des Mikrotextes werden die Vernetzungsmöglichkeiten der minimalen textgrammatischen Einheiten ausführlich behandelt (unter anderem die Vernetzung durch Koreferenz, Kontiguität, Isotopie, Konnektoren usw.). Hier ist darauf hinzuweisen, dass in der vertretenen textgrammatischen Konzeption die Begriffe *Kohärenz* und *Kohäsion* nicht voneinander getrennt werden. Der Grund liegt darin, dass unter dem Begriff Kohärenz neben den inhaltlichen auch die grammatischen Zusammenhänge des Textes behandelt werden, und zwar in Anlehnung an Brinkers integrative Definition. Auch in der Analyse werden in diesem Sinne sowohl die Form- als auch die Inhaltsseite des Vernetzungsphänomens unter diesem einheitlichen Kohärenzbegriff untersucht.

Hinsichtlich der Makro-Ebene des Textes werden die Möglichkeiten der Textkomposition, der Textarchitektur und des Textdesigns behandelt, des Weiteren erfolgt die Beschreibung der Teiltex-te und der Sprache-Bild-Zusammenhänge innerhalb des komplexen Textes.

In der praxisorientierten Einheit der Monographie stehen konkrete Textsortenanalysen im Vordergrund. Für die adäquate Analyse von Textsorten wird von den Verfassern eine sog. textgrammatische Checkliste vorgeschlagen, die die ganzheitliche Untersuchung von Textexemplaren der verschiedensten Textsorten ermöglicht. Zu den Analysekriterien gehören unter anderem die spezifischen Textsortenmerkmale – wie die Textfunktion und die medialen Gegebenheiten – sowie die Erfassung der strukturell-grammatischen Merkmale des Textes – also die Bestimmung der minimalen textgrammatischen Einheiten und der vorhandenen Kohärenzmittel; außerdem wird abschließend auch das Textthema in die Analyse miteinbezogen.

Um die Funktionsfähigkeit des vorgeschlagenen Analysemodells zu veranschaulichen, wird eine ganzheitliche Beispielanalyse von zwei ausgewählten Textsorten (einer Zeitungsmeldung und einer Werbeanzeige) durchgeführt. Darüber hinaus enthält das Buch zahlreiche Übungen zur Textsortenanalyse anhand von unterschiedlichen Textbeispielen – neben den Gebrauchstexten wie Nachricht, Kommentar, Leserbrief und Hörfunkspot sind auch literarische Texte vertreten, z. B. das Gedicht.

Das Werk betont auch die Anwendungsmöglichkeiten der textgrammatischen Untersuchung, und zwar im Bereich der Didaktik. Ein eigenes Kapitel setzt sich mit den Grundzügen der Textarbeit im Unterricht auseinander, mit besonderer Berücksichtigung der Besonderheiten der Textprodukti-

on und Aufsatzbewertung in der Schule. Das Buch ist gut strukturiert und übersichtlich. Ein eindeutiges Markierungssystem zeigt dem Leser, wo wichtige Informationen und Problemfälle aufgeführt und wo die Kerndefinitionen geklärt werden, sodass der Rezipient das Buch effektiv benutzen kann. Die zahlreichen Textbeispiele, die die unterschiedlichsten Textsorten repräsentieren, veranschaulichen die vertretene theoretische Konzeption und die erarbeitete Analysemethode ebenfalls. Die unterschiedlichen Textanalysen und Übungen tragen zur erfolgreichen Textarbeit hinsichtlich der Textrezeption und der Textproduktion gleichermaßen bei.

Das Werk wendet sich in erster Linie an Studierende, und es ist – entsprechend der Zielsetzung der Reihe UTB – ein gut anwendbares Lehrbuch. Im Werk wird unter dem Gesichtspunkt der Textgrammatik eine komplexe, umfassende und einheitliche Herangehensweise an Texte vermittelt, und der auf diese Weise entwickelte Ansatz versteht sich als solide Grundlage für die effektive Textarbeit. Die Monographie ist in diesem Sinne den Rezipienten beim erfolgreichen und bewussten Umgang mit Texten sowohl in rezeptiver als auch in produktiver Hinsicht behilflich.

Empfehlenswert ist das Buch in erster Linie für Studierende mit sprachwissenschaftlichem Interesse und für Lehramtsstudierende. Darüber hinaus ist es ein nützliches Nachschlagewerk für alle, die sich mit der Praxis der schriftlichen Textgestaltung beschäftigen möchten.

## Literatur:

Brinker, Klaus (1985): *Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden*. Berlin: Erich Schmidt (= *Grundlagen der Germanistik*; 29).

Brinker, Klaus/Cölfen, Hermann/Pappert, Steffen (2014): *Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden*. 8., neu bearb. u. erw. Auflage. Berlin: Erich Schmidt (= *Grundlagen der Germanistik*; 29).

*Katalin Gyuricza (Budapest)*

**Hankovszky, Tamás (2014): Fichte korai tudománytanának alapgondolata. Antropológia és transzcendentális filozófia [Der Grundgedanke von Fichtes früher Wissenschaftslehre. Anthropologie und Transzendentalphilosophie]. Budapest: L'Harmattan Kiadó – Könyvpont Kiadó. 276 S.**

Fichte habe – so der Autor des Buches – seinen Glauben an die menschliche Freiheit konsequent und mit einer genialen Kreativität zur Geltung kommen lassen. Er habe die klassischen Probleme der Philosophie, von der Logik bis zur Erziehungsphilosophie, durchdacht, im Hintergrund immer nach Erscheinungen der Aktivität des Subjekts suchend. Er suche Antwort auf Fragen, wie z. B. wieso sogar die logischen Grundprinzipien auf unsere Gesetzgebung zurückzuführen sind, oder wie man den anderen so erziehen kann, dass man ihn nicht zu etwas zwingt. Diese Leitfragen von Fichtes Philosophie motivierten Tamás Hankovszky zu einer Auseinandersetzung mit Fichtes früher Wissenschaftslehre, genauer genommen mit der ersten Fassung, den „Grundlagen der gesamten Wissenschaftslehre“. Friedrich Schlegel bezeichnet die „Wissenschaftslehre“ als

eine der drei Haupttendenzen des Zeitalters, wobei das Wort Tendenz ebenso auf die Bedeutsamkeit als auch auf einen Mangel hinweist: einen Anfang, der durch die romantische Generation vollendet werden sollte.

In den Köpfen interessierter ungarischer Leser könnte noch der Eindruck lebendig sein, den Fichte im vierten Kapitel von Safranskis *Romantik-Studie* (vgl. Safranski 2007) hinterlässt, in dem auch die ironisch-humoristische Seite der Philosophie des sich setzenden Ichs plastisch hervorgehoben wird. Im Gegensatz dazu nimmt Hankovszky Fichte sehr ernst. Er ist bemüht, den wirkungsmächtigsten Abschnitt von Fichtes Philosophie als eine an sich bedeutende Leistung der Philosophiegeschichte darzustellen. Zum besseren Verständnis der „Grundlagen“ werden kleinere Schriften, Reden, Vorträge und zeitgenössi-

sche Aufzeichnungen seiner Hörer herangezogen, die unmittelbar vor oder nach den „Grundlagen“ entstanden sind. In diesen kleineren Texten seien bereits Gedanken ausgearbeitet oder angesprochen worden, die beinahe unverändert in die „Grundlagen“ aufgenommen wurden. Der Verfasser zitiert im ersten Teil seiner Arbeit diese kleineren Schriften, die durch ihre leichtere Lesbarkeit das Verständnis der an mehreren Punkten verschwommenen und in Detailfragen verwickelten Gedankengänge der „Grundlagen“ befördern. Die Lesbarkeit wird zu Hankovszkys Leitwort, er übersetzt deswegen auch sämtliche Textstellen und Briefe ins Ungarische.

Hankovszky erhebt jedoch keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Es ist erklärtermaßen nicht sein Ziel, die „Grundlagen der gesamten Wissenschaftslehre“ in seiner Komplexität darzustellen. Er bezeichnet sein Buch als einen Versuch, den Grundgedanken, den Geist zu erfassen, lediglich Anhaltspunkte zum Verständnis zu geben, indem er nicht ausschließlich den Text, sondern die Absichten, Tendenzen der Fichteschen Philosophie verfolgt. Hankovszky beruft sich bei seiner Verfahrensweise auf Fichte selbst, der zu seinem von einer evidenten Grundthese ausgehenden Werk, das daher theoretisch keinerlei Einführung brauche, zahlreiche einleitende Texte geschrieben habe. (vgl. S. 16)

Das Buch wird in drei Kapitel unterteilt, nach einer Einleitung, die das Fichtesche Ich in seiner Begrifflichkeit erfasst, wird die Wissenschaftslehre als Anthropologie untersucht, die den ‚Geist‘ der Wissenschaftslehre darstelle. Des

Weiteren fokussiert Hankovszky seine Ausführungen auf die Transzendentalphilosophie als Grundlage der Wissenschaftslehre, indem er sein Augenmerk auf den Kontext mit Immanuel Kant und Carl Leonhard Reinhold legt. Während er im anthropologischen Teil das ideelle Ich als unser besseres Ich darstellt, das wir in uns mehr oder minder wiedererkennen können, stehen im Weiteren die systematischen Grundlagen der „Wissenschaftslehre“ zur Debatte. Hier lassen sich die Aussagen über das Ich nicht mehr so leicht an uns selbst erproben, ein solcher Versuch würde sogar, wie Hankovsky warnt, zu Missverständnissen führen. (vgl. S. 143)

Der anthropologische Aspekt der Wissenschaftslehre wird in der detaillierten Auseinandersetzung mit Rousseau in diversen propädeutischen Texten deutlich gemacht: Der Verfasser analysiert Fichtes Auseinandersetzung mit Rousseau bis in die Mikrostruktur der Geschichte ihrer zunehmenden Meinungsverschiedenheit besonders im Hinblick auf die Rousseauschen Themen wie Kultur und Ungleichheit. (vgl. S. 64) Schließlich sei Fichte, so Hankowszky, als ein selbständiger Vertreter der neuzeitlichen Erziehungstheorien anzusehen. Fichte bewegt seine Hörerschaft, die Nachwuchszintellektuellen seiner Zeit, die Kultur und Fortschritt verwahren sollen, dazu, anders zu denken als Rousseau. Die jungen Intellektuellen erleben zwar die Welt genauso als von der ideellen entfernt wie Rousseau, und das wird sie genauso verbittern wie ihn, aber sie sollen – so lautet Hankovszkys Interpretation – nicht so reagieren wie

er. (vgl. S. 65) Auf der anderen Seite verteidigt aber Hankovszky den französischen Philosophen, indem er Fichtes Rousseau-Rezeption auch als ein Geflecht von Unterstellungen, Vorstellungen und Projektionen darstellt, sodass er schließlich Rousseau von Fichtes Anklage der Widersprüchlichkeit freisprechen kann. (S. 79)

Fichte hinterließ keine Ästhetik, dennoch beruft sich eine ganze Generation romantischer Schriftsteller auf ihn. Hankovszky versucht, aus den Bruchstücken die Fichtesche Ästhetik zu rekonstruieren, er erarbeitet mit akribischer Genauigkeit die philologischen, literaturgeschichtlichen Aspekte der fehlenden oder fragmentarischen Ästhetik, besonders im Hinblick auf die Kontroversen mit dem Horen-Herausgeber Schiller. Der Verfasser teilt jene neuere Ansicht der Forschung, die im Gegensatz zu Schiller und der älteren Forschung in Fichte auch den für die Ästhetik bedeutenden Denker erkennt. Fichte vollziehe die „Kopernikanische Wende in der Ästhetik“, die darin bestehe, dass die Begegnung mit dem Kunstwerk, die „sogenannte“ Rezeption (S. 92), selbst Konstruktion oder Produktion darstelle. Der Rezipient passe sich nicht lediglich dem Kunstwerk an, sondern sei selbst auch Schöpfer desselben. (S. 101 f.) Es sei zudem keine Aufgabe der Kunst, die praktische Tätigkeit des Menschen oder seine Moral zu befördern, Kunst bewege den Menschen höchstens zur Abwendung von der sinnlichen Welt. Nach Fichte sei die Kunst deswegen dafür geeignet, weil

er das Verhältnis zwischen Kunst und *aisthesis* am weitesten gelockert habe. Durch die Rekonstruktion der Fichteschen Ästhetik wird deren (post)moderne Denkweise deutlich.

Das Kapitel zur Sprachphilosophie konzentriert sich erstens auf Fichtes Jenaer Zeit, zweitens geht der Verfasser auf die in erster Linie aus den „Reden an die deutsche Nation“ (1808) herauszulesende Überzeugung Fichtes von der Besonderheit der deutschen Sprache ein. Hankovszky stellt dar, wie die die deutsche Sprache und Kultur rühmenden „Reden“ Fichtes vor dem historischen Hintergrund, der französischen Besatzung Berlins, zu interpretieren sind. (vgl. S. 128)

Die Kopernikanische Wende kehrt in seiner Studie auch im Hinblick auf Kant zurück. (vgl. S 218 ff.) Hankovszky stellt die Wissenschaftslehre und den darin ausgearbeiteten Ichbegriff als Transzendentalphilosophie kontextualisiert dar, indem er – wieder mit einer historisch und philologisch detaillierten Darstellung – Fichtes Bezüge zu Kant und Reinhold untersucht. Fichtes Philosophie vollende die kopernikanische Wende der Philosophie, indem er den Stoff der Erkenntnis auch vom Subjekt ableite und somit die Kantische Philosophie radikalisiere. Mit Fichtes Worten: „[I]ch bin ja wohl transzendentaler Idealist, härter als Kant es war.“ (S. 219) Im abschließenden Kapitel setzt sich der Verfasser mit dem grundsätzlichen Dilemma der Fichte-Forschung im Hinblick auf die Frage auseinander, ob nun das Ich mit Gott identisch

sei. Bereits in den einleitenden Kapiteln erkennt er in der doppelten Wortbedeutung unserer ‚Bestimmung‘ die Chance, den abstrakten Begriff des Ichs zu definieren. Das Wort wird hier wieder aufgegriffen und als „gyöke-rünk“ und „célunk“ übersetzt. Beide Aspekte des Wortes ‚Bestimmung‘ stellen auch Gottesprädikate im Christentum sowie andere Eigenschaften des absoluten Ichs dar, die sich mit diversen Gottesbegriffen parallelisieren lassen. So sollen wir uns, so die Stellungnahme Hankovszkys, das absolute Ich „größtenteils“ als göttliche Instanz vorstellen. (S. 255)

Hankovszkys Untersuchung erreicht sein Ziel. Ein strenger, trockener, in

Formeln und Regeln aufgehender philosophischer Text wird lesbar. Das Ich und darin der Mensch werden untersucht, um zu zeigen, warum es sich lohnt, sich mit etwas auseinanderzusetzen, das die Alltagssprache als unser besseres Ich bezeichnet: „Etwas, was wir sind, und doch noch nicht sind, wozu wir uns entwickeln sollen, und wozu wir dennoch immer nur unterwegs sind“. (S. 35)

Literatur:

Safranski, Rüdiger (2007): *Romantik. Eine deutsche Affäre*. München: Hanser.

*Henriett Lindner (Budapest)*

## **Huber, Ágnes (2015): Untersuchung zur ethnisch-nationalen und sprachlichen Identität junger Ungarndeutscher. Hamburg: Verlag Dr. Kovač (= Studien zur Germanistik Band 56). 200 S.**

In den letzten Jahrzehnten ist in Ungarn ein bedeutender Zuwachs an nationalitätenbezogenen Fachaufsätzen zu konstatieren. Alleine auf die ungarndeutsche Volksgruppe bezogen sind zahlreiche u. a. system- und soziolinguistische, literatur- und medienwissenschaftliche, volkskundliche und historische Arbeiten entstanden. Wenn man sich also heute im Kreis der Minderheitenforscher behaupten will, muss man entweder neue, bisher wenig behandelte oder ganz vernachlässigte Aspekte des Minderheitendaseins aufgreifen oder bereits oft behandelten Fragestellungen nach-

gehen und diese durch Antworten mit neuen Erkenntnissen bereichern.

Die im Jahre 2015 beim Verlag Dr. Kovač in der Reihe „Studien zur Germanistik“ erschienene Monographie von Ágnes Huber – „die überarbeitete, gekürzte und aktualisierte Fassung“ (S. 5) ihrer im Jahre 2010 von der Eötvös-Loránd-Universität angenommenen Dissertation – bietet zweifelsohne sowohl neue Erkenntnisse als auch neue Untersuchungsaspekte. Zum einen versucht die Autorin sich, durch die Formulierung neuer Aufgabenstellungen (S. 23–25), von der Forschungstradition be-

wusst zu lösen, was die geographische Einengung der Probanden auf ihre Heimatorte betrifft, zum anderen versteht sie die Bezeichnung *Ungarndeutsch* als eine flexiblere Kategorie und schließt die aus assimilierten Familien stammenden Personen ungarndeutscher Herkunft nicht aus dem Kreis der Probanden aus. Ebenfalls unüblich ist ihre Vorgehensweise, ergänzend zu der Hauptthese 19 weitere Teilhypothesen aufzustellen, die konsequent und eingehend beschrieben, analysiert und nach der Durchführung der Erhebung ausgewertet werden.

Die Arbeit setzt sich mit der Identitätsproblematik auseinander; Sie untersucht die ethnischen, nationalen und sprachlichen Komponenten der Selbstbestimmung von ungarndeutschen Jungerwachsenen zwischen 18 und 39 Jahren, die zumindest einen Mittelschulabschluss erworben haben und einen Bezug zur ungarischen Hauptstadt aufweisen können. Ethnizität resp. Abstammung und Alter werden dabei als primäre, Bildungsgrad und geographische Mobilität, konkret Berührungspunkte zu Budapest, als sekundäre Variablen bestimmt (vgl. S. 16). Die auf S. 12 formulierten zentralen Untersuchungsfragen zeugen davon, dass die vorrangige Zielsetzung der Studie zukunftsorientiert ist und darin besteht, zu den Existenzaussichten der ungarndeutschen Nationalität Hinweise zu sammeln, sowie aktuelle, dem Zeitalter entsprechende Merkmale der ethnischen Identität zu definieren. Laut der während der Empirie auf Stichhaltigkeit geprüften Grundthese der Arbeit „sind bei ungarndeutschen Jungerwachse-

nen [...] neue Techniken festzustellen, ihre ethnische Identität gleich einem ‚Patchwork‘ individuell und kreativ zusammenzufügen sowie (neben den herkömmlichen Identitätsmarkern) Bezugspunkte zu suchen, die teilweise neue, für die Volksgruppe charakteristische Merkmale vermitteln“ (S. 14). Ausgehend von der Grundthese werden in Kapitel 3 die Teilhypothesen in Frage-Antwort-Form formuliert.

Vor der Darlegung der Teilhypothesen sowie der Dokumentation der Erhebung kommt die Verfasserin in Kapitel 2 zur Beschreibung der Zielgruppe und zur Klärung der theoretischen Konzepte und Schlüsselbegriffe: *Sprachinsel, Ethnizität, Identitätsbewusstsein, ethnische und nationale Identitätsmerkmale, Sprachkompetenz, Sprachgebrauch, Sprachgenerationen, Zweisprachigkeit, Spracheinstellungen* und *Sprachbewusstheit*. Besonders aufschlussreich sind die Beschreibungen der aktuellen sprachlichen Situation der Ungarndeutschen sowie der Lage und des Stellenwerts der deutschen Standardsprache in Ungarn. Ebenfalls interessant sind die Gedankengänge zum Konzept Sprachinsel, wobei der Terminus aus mehreren Blickwinkeln dargestellt, interpretiert und „hinsichtlich der Geeignetheit für die Bestimmung des konkreten Untersuchungsgegenstandes geprüft“ (S. 25) wird. Als Konklusion der Überlegungen stellt Huber fest, dass der begriffliche Rahmen Sprach-, im Sinne von Kulturinsel, d. h. die Verwendung des Begriffes in Bezug auf die Zielgruppe der Erhebung, durchaus als berechtigt erscheint (S. 31).

Nach der Behandlung der theoretischen Grundlagen, der konkreten Fragestellungen und Teilhypothesen wird in Kapitel 4 die empirische Untersuchung erläutert. Diese basiert auf einem multimethodischen Konzept: Als Erhebungsinstrumente wurden die Methoden Fragebogenbefragung, Interview und teilnehmende Beobachtung eingesetzt. Die quantitativen und qualitativen Antworten der Probanden sowie das (Sprach)Verhalten der insgesamt 166 in die Erhebung einbezogenen Gewährspersonen werden in Kapitel 5 den vorbestimmten Forschungsbereichen und den jeweiligen methodischen Instrumenten zugeordnet ausgewertet. Die Analyse der Resultate erfolgt leserfreundlich, in leicht nachvollziehbaren, der Logik der vorangehenden Kapitel folgenden Schritten. Dabei werden die auf die 75 geschlossenen und halboffe-

nen Fragen des Bogens gegebenen Antworten einzeln analysiert sowie zahlreiche Ausschnitte aus den Interviews zitiert und interpretiert.

In den letzten Kapiteln kommt es zur Zusammenfassung der aus der Empirie gewonnenen Resultate, ferner zur Verifizierung und Falsifizierung der Teilhypothesen und der notwendigen Modifizierung, Umformulierung der Grundthese der Arbeit. Als Schlussbilanz werden einige Gedanken zur Gesamthematik formuliert, gefolgt von einem besonders reichen 16-seitigen Literaturverzeichnis. Resümierend bietet die Monographie von Huber in ihren empirischen Befunden wichtige Erkenntnisse zur Wahrnehmung der eigenen Identität ungarndeutscher Jungerwachsener am Anfang des 21. Jahrhunderts.

*Márta Müller (Budapest)*

## **Kyora, Sabine (Hg.) (2014): *Subjektform Autor. Autorschaftsinszenierungen als Praktiken der Subjektivierung*. Bielefeld: transcript (= *Praktiken der Subjektivierung* 3). 358 S.**

Der von Sabine Kyora herausgegebene Sammelband „Subjektform Autor. Autorschaftsinszenierungen als Praktiken der Subjektivierung“ beinhaltet achtzehn Studien, die aus den Vorträgen der internationalen Tagung „Subjektform ‚Autor‘ – Inszenierungen von Autorinnen und Autoren als Praktiken der Subjektivierung“ (September 2012, Carl von Ossietzky Universität Olden-

burg)<sup>1</sup> entstanden sind. Die VerfasserInnen der Aufsätze widmen sich der Frage, wie der Autor bzw. die Autorin als Subjektform in verschiedenen Epochen unter verschiedenen gesellschaftlichen Bedingungen konstituiert wird.

<sup>1</sup> Im Zusammenhang mit dem Oldenburger Graduiertenkolleg „Selbst-Bildungen. Praktiken der Subjektivierung in historischer und interdisziplinärer Perspektive“ (wird seit 2010 von der DFG gefördert.)



Das Subjekt – ein Terminus aus dem Bereich der Philosophie und Soziologie, der mit unterschiedlichen Auffassungen verbunden ist – wird im Poststrukturalismus bzw. in der Praxistheorie als Produkt sozialer Praktiken verstanden. Fast alle Beiträge des Bandes beziehen sich diesbezüglich auf die Theorie des deutschen Soziologen und Kulturwissenschaftlers Andreas Reckwitz, insbesondere auf sein Werk „Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne“ (Reckwitz 2006/2010). Von diesem Werk ausgehend wird das Autorsubjekt als ein sozialer Typus dargestellt, der nur dann entsteht, wenn er als solcher von seiner Umgebung bzw. von bestimmten Institutionen anerkannt wird. Es gibt demzufolge bestimmte Kriterien der Legitimation, wie im Bereich der Hochliteratur das Originalitätsgebot – das die AutorInnen ablehnen oder worauf sie bestehen können – und die Reflexionsfähigkeit oder das Deutungswissen. In der Gegenwartsliteratur lässt sich beobachten, dass gerade die Reflexion ihrer routinisierten Praktiken als Spezifik der Subjektform ‚Autor‘ bezeichnet werden kann, wie es Sabine Kyora in ihrem Aufsatz „‚Zuerst bin ich immer Leser.‘ Überlegungen zur Subjektform ‚Autor‘ im gegenwärtigen Literaturbetrieb“ behauptet. Wie ein/eine AutorIn entsteht und wie er/sie sich im literarischen Feld positioniert bzw. wie er/sie mithilfe seiner/ihrer (Selbst)Inszenierung Aufmerksamkeit für sich und seine/ihre Werke sichert, wird anhand von einzelnen Beispielen gezeigt, wobei auf die Beson-

derheiten der gegebenen Inszenierung konkreter AutorInnen detailliert eingegangen wird. Die Analysen umfassen eine große Zeitspanne, etwa ab 1800 bis zur Gegenwart. Neben den verschiedenen Epochen geht es auch um unterschiedliche Medien der Inszenierung. Die Selbstinszenierung von Rainer Maria Rilke und die Inszenierung seines Wohnens werden anhand seiner Briefe analysiert (Beitrag von Jörg Schuster), die Inszenierung Thomas Manns anhand seiner Fotografien und poetologischen Aussagen (von Ulrich Kinzel). Eine peritextuelle Inszenierung der transkulturellen Autorschaft von Emine Sevgi Özdamar bildet den Gegenstand der Studie von Alexander M. Fischer, wobei das Foto der Autorin auf dem Buchcover zusammen mit den anderen Peritexten ihrer Bücher betrachtet wird. Eine andere wichtige Quelle sind die Interviews: So wird Thomas Bernhards Inszenierung in Interviews und seinen Leserbriefen (von Clemens Götze) analysiert. Im Fall des Schriftstellers Jurek Becker bilden ebenfalls Interviews sowie seine essayistischen Äußerungen die Grundlage der Untersuchung von Miriam Runge. Die neuesten Formen der Selbstinszenierung mithilfe der Massenmedien wie Television und Internet werden ebenfalls berücksichtigt: Auktoriale Auftritte in Late-Night-Shows und die Präsenz auf Facebook werden in den Beiträgen von Ella M. Karnatz und Elisabeth Sporer behandelt. Neben den aufgezählten Medien bieten die poetologischen Schriften sowie die heutzutage so beliebten Poetikvorlesungen den AutorInnen die

Möglichkeit, sowohl ihre Kompetenz bezüglich der Literaturreflexion zu zeigen und ihr Deutungswissen zu präsentieren als auch ihre öffentliche Autor-Person zu konstruieren. Darüber schreibt Gundela Hachmann in ihrem sehr lesenswerten Aufsatz „Poeta docus docens. Poetikvorlesungen als Inszenierung von Bildung.“

Die Autorschaft spielt nicht nur in der Literatur, sondern auch auf verschiedenen Gebieten der Kunst und Kultur eine Rolle: Der/die AutorIn kann auch ein/e FilmemacherIn oder ein/e KuratorIn sein. Davon handeln die Beiträge über Alexander Kluges Autorschaft (von Matthias Uecker) und über die neue Kurator-Auffassung aufgrund der Zeitschrift „The Exhibitionist“ (von Felix Vogel). Der Bereich des Journalismus wird auch berührt, indem die „Borderline-Poetik“ und der Konstitutionsprozess der Autor-Subjekt-Figur des Journalisten und Schriftstellers Joachim Lottmann untersucht werden (von Innokentij Kreknin).

Die meisten Beiträge sind der Literatur- bzw. Kunstsoziologie zuzurechnen. Der einzige Text, in dem es um die fiktionale Literatur als Gegenstand der Analyse geht, und in dem die Beispiele aus den literarischen Texten nicht nur als Bekräftigung der Thesen über die Autorinszenierung fungieren, ist die Studie von Stefan Neuhaus „Das bin doch ich – nicht. Autorfiguren in der Gegenwartsliteratur.“ Auch die Texte der Gegenwartsliteratur sind der Analyse wert, denn „die brüchig gewordene Identität moderner wie postmoderner Subjekte ist Grundlage und Thema der Konzepti-

on avancierter Literatur geworden.“ (S. 310) Die Autorfiguren in der Gegenwartsliteratur, die manchmal den Namen des empirischen Schriftstellers tragen und die den Konstruktionsprozess postmoderner Identitäten und vor allem den des Autorsubjekts transparent machen würden, werden von Neuhaus mit dem Phänomen der ‚Hybridität‘ heutiger Identitäten – im Sinne von Reckwitz – verbunden.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass der Sammelband einen guten Überblick über diese neue Forschungsrichtung sowohl für LiteraturwissenschaftlerInnen als auch für Literatur- und KunstsoziologInnen bietet. Dieses Werk kann sogar für didaktische Zwecke nützlich sein, da die theoretischen Grundlagen leicht verständlich formuliert und deutlich erläutert werden. Es sei hier jedoch darauf hingewiesen, dass außer dem ersten Aufsatz „Geld oder Leben: Diverses zur Subjektform ‚Autorin‘ um 1800“ von Manuela Günter sich keiner der Beiträge mit der Subjektform ‚Autorin‘ befasst. So wird über die weibliche Form des Autorsubjektes überhaupt nicht reflektiert und keine grundsätzliche Unterscheidung zwischen den Subjektformen *Autor* bzw. *Autorin* vorgenommen, was die Gleichheit bzw. Gleichberechtigung der beiden und die Irrelevanz einer solchen Unterscheidung andeutet.<sup>2</sup>

Was die Stärken des Buches angeht, muss bemerkt werden, dass durch die

<sup>2</sup> In dem Aufsatz über Emine Sevgi Özdamar geht es um die transkulturelle Autorschaft und deren Inszenierung, wobei der Aspekt des Genders keine Rolle spielt.

unterschiedliche zeitlich-räumliche Kontextualisierung der Frage nach der Ausformung des Autorsubjekts und die Formen seiner (Selbst)Inszenierung ein differenziertes Bild über *den Autor* bzw. die Autorschaft erzeugt wird. Ein großer Vorteil des Bandes ist überdies, dass die VerfasserInnen die Ansatzpunkte der Analysen bzw. die Grundsätze der Theorie teilen und mit demselben begrifflichen Repertoire operieren, sodass als Ergebnis ein durch Zusammenhänge und Einheitlichkeit gekenn-

zeichneter Sammelband entstanden ist, welcher auch Anregungen für die weitere Forschung bietet.

Literatur:

Reckwitz, Andreas (2006/2010): Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne. Weilerswist-Metternich: Velbrück Wissenschaft 2006/2010.

Natália Kasko (Debrecen)

**Lenz, Alexandra; Glauninger, Manfred M. (Hg.) (2015): Standarddeutsch im 21. Jahrhundert. Theoretische und empirische Ansätze mit einem Fokus auf Österreich. Göttingen: V & R Unipress/Vienna University Press (= Wiener Arbeiten zur Linguistik 1). 250 S.**

Ein frischer Wind weht um das Österreichische Deutsch – das kann man anhand der vielen wissenschaftlichen Publikationen, Forschungsprojekte und Initiativen feststellen, die seit Beginn des 21. Jahrhunderts zum Österreichischen Deutsch, zur deutschen Sprache in Österreich ins Blickfeld der Öffentlichkeit gerückt wurden.

Erfreulich ist dies besonders für die germanistisch interessierten Leser, für jene, die in unserer sich rasant verändernden Welt in Mitteleuropa die Erscheinungsformen des Deutschen mit großer Aufmerksamkeit verfolgen, was, wie und warum sich etwas in der deutschen Sprache ändert, wie es um diese Veränderungen in den einzelnen deutschsprachigen Ländern bestellt ist. Hierbei steht immer

das Interesse nicht nur der deutschen Sprecherinnen und Sprecher, der deutschen Sprechergemeinschaften im Vordergrund, sondern auch der an Deutsch Interessierten, diese Sprache als Fremdsprache Lernenden in der ganzen Welt. Forscher und Experten helfen uns dabei die richtige Sicht zu gewinnen, indem neue Ansätze, neue Methoden und Forschungsinteressen in den Mittelpunkt des Themas gerückt werden. Das bedeutet natürlich nicht, dass traditionsreiche Ansätze wie die philologische Dialektologie oder die korrelative Soziolinguistik völlig verschwinden würden. Dem ist nicht so, sondern es erscheinen zunehmend neue Forschungsrichtungen, wie die sprachdynamischen Forschungen, die verschiedenen Richtungen der

Variationslinguistik, die interaktionale Soziolinguistik, die moderne Sprach-einstellungsforschung sowie neuerdings die Perzeptionslinguistik, die nicht nur neuen Wind in der Forschung signalisieren, sondern vor allem theoretisch wie empirisch fundierte neue Erkenntnisse wie Methoden in die wissenschaftliche Diskussion einbringen.

Die vorliegende Aufsatzsammlung präsentiert uns als erster Band der Reihe „Wiener Arbeiten zur Linguistik“, wie sich das Forschungsfeld sowie die Methoden zur Erforschung des Österreichischen Deutsch in Theorie und Empirie erweitert haben. Es sind hier auf 250 Seiten neun Beiträge zusammengefasst, die das „vertikale Varietätenspektrum“ des Deutschen in seiner Dynamik reflektieren und aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchten.

Der umfangreiche und beim Lesen viel Aufmerksamkeit erfordernde Eröffnungsbeitrag, der gleichzeitig auch die Grundlagen der Problematik dieses Bandes skizziert, ist in einem komplexen theoretisch-philosophischen Rahmen angelegt. Er stammt von Manfred M. Glauning, der die Perspektive eines „originären soziolinguistischen Ansatzes funktionaler Sprachheterogenitäts-Dimensionierung“ erörtert (S. 7). Glauning, der mit seiner philosophisch ausgerichteten Forschungsperspektive einen „Paradigmenwechsel der Leittheorien“ ankündigt (S. 14), interpretiert den Begriff der Sprachvariation als eine Form der meta-soziosemiotischen Zeichenggebung, als eine kommunikative Ressource, gleichzeitig aber auch als einen

„Mechanismus prozessualer Selbstreferentialität“ (S. 7). Dieses Modell der funktional dimensionierten Sprachvariationstheorie analysiert und expliziert, „welche – in validen Dimensionen und auf Basis adäquater Kategorien definieren – sozialen Gruppen in Österreich in welchen Kommunikationszusammenhängen, Domänen und Diskursphären welche als standardsprachlich (hochdeutsch) perspektivierten Formen/Elemente der deutschen Sprache (unabhängig von ihrer Provenienz) wie und wozu im Zuge von/im Zusammenhang mit welchen metasoziosemiotischen Prozessen verwenden.“ (S. 50)

Die nächsten zwei Beiträge von Barbara Soukup und Eva Winkler wenden sich der Variation des Österreichischen Deutsch im medialen Bereich zu. Soukup liefert eine hochinteressante Darstellung einer Live-Fernsehdiskussionssendung aus dem ORF, die sich auf das Phänomen Speaker-Design fokussiert, die Perzeption interaktioneller Intra-Sprecher-Wechsel zwischen Österreichischem Standard und regionalem Dialekt thematisiert und sich empirisch durch die Einschätzung von österreichischen Hörerinnen durchführen lässt. Methodisch wird dabei auf drei wichtige Kriterien des Sprachwechsels und dessen kommunikativen Effekt eingegangen: 1) die Wahrnehmung des Wechsels durch das Publikum, 2) das Aktivieren der implizierten Stereotype und Assoziationen durch das Publikum/die Zuhörer, 3) die Erkennbarkeit des strategischen Charakters des Sprachwechsels. Das Wahrnehmen des

Speaker-Design erfordert eine aktive, kognitive Arbeit und Hinwendung vom Zuhörer/Zuschauer, damit die inhärenten Kontextualisierungsmechanismen der sprachlichen Variation richtig erfasst werden können, sowie der kommunikative Effekt des Sprachwechsels sein Ziel erreicht: „Immer mehr ist zu erkennen, dass das, was genau ein sprachliches System und seine Ausformungsvarianten ausmacht, vorrangig aus Sicht der Benutzer zu modellieren ist, um der Erklärung lokal-interaktioneller, also letztlich auch makro-sozialer, Phänomene dienlich zu sein.“ (S. 75 f.)

Eva Winkler widmet sich einer empirischen Untersuchung der sprachlichen Variation in einem Radiointerview und sucht nach der diskursstrategischen Funktionalität des Wechsels von Standard und Non-Standard. Sie zeigt in ihrer Analyse von Rundfunkinterview-Mitschnitten die Funktionen von Code Switching- und Code Shifting-Prozessen. Diese Funktionalitäten tragen maßgeblich zur inhaltlichen diskurssteuernden Gestaltung von Gesprächen bei, konkret dazu, wie sprachliche Variation als kommunikative Strategie zwischen den interagierenden Gesprächspartnern Intimität erzeugen kann.

Einen völlig anderen Blickwinkel, den der Anwendungsmöglichkeit im Unterricht, zeigt uns der Beitrag von Sara Hägi, in dem die sprachliche Variation, die Plurizentrik des Deutschen, das für den Alltag relevante, doch gleichzeitig auch „heikle Thema der Didaktik“ (S. 117), aus sprachpolitisch-didaktischer Sicht anhand der Analyse von

Lehrmitteln für „Deutsch als Zweitsprache“ beleuchtet wird. Hägi plädiert für eine unbedingt erforderliche und enge Zusammenarbeit zwischen den DaF-, DaM- und DaZ-Vertreterinnen der betreffenden Länder und betont die Bewusstmachung der standardsprachlichen Vielfalt im Deutschunterricht. Sie zeigt uns einige Lösungsvorschläge, mithilfe derer ein adäquaterer Umgang im Deutschunterricht der einzelnen Länder mit der plurizentrischen deutschen Sprache erreicht werden kann.

Ein ganzer Strauß von Beiträgen beschäftigt sich mit dem zentralen Thema der Standardsprechsprache in Österreich aus verschiedenen Perspektiven. Joachim Herrgen hat Hörerurteile zu Sprachproben erhoben: Methodisch ging es um einen in Deutschland, Österreich und in der Schweiz durchgeführten perzeptionslinguistischen Test zur Oralisierungsnorm des Standards. Es konnte dabei festgestellt werden, dass in allen drei Ländern der Nachrichtensprecher aus Deutschland als der Standardsprachensprecher eingestuft wurde, was als sprechsprachliche Makrosynchronisierung zu deuten ist. Interessant ist des Weiteren, dass die österreichischen Hörerurteile gleich zwei Oralisierungsnormen als standardnah akzeptieren, die deutsche sowie die österreichische, und die Hörerurteile aus der Schweiz über die Schweizer Probe eindeutig als regiolektal eingestuft werden. Eine mögliche Erklärung ergibt sich daraus, dass sich mit Beginn des 21. Jahrhunderts die entscheidenden Massenmedien immer mehr ent-

nationalisieren, und auch die digitalen Kanäle ihre Produkte transnational verbreiten. Der Beitrag schließt mit dem Gedanken: „Es ist also in Rechnung zu stellen, dass für das Deutsche eine neue Phase der Standardnorm begonnen hat.“ (S. 156) Ausgehend von der Erkenntnis, dass sich auch in Österreich die Standardsprechsprache an den Normen der bundesdeutschen Aussprachenorm orientiert, fokussieren Sylvia Moosmüller sowie Moosmüller/Brandstätter ihre Beiträge auf die Problematik der Standardaussprache in Österreich und dann speziell in Wien aus methodischer Sicht. Mithilfe einer großangelegten akustisch-phonetischen Analyse können die Autorinnen z. B. in der Wiener Aussprache eine zunehmende Neutralisierung der hohen ungerundeten Vokale nachweisen.

Die grammatischen Aspekte der Variation stehen im Mittelpunkt des Autorenteam's Christa Dürscheid, Stefan Elspaß und Arne Ziegler, die in ihrem länderübergreifenden Projekt zur „Variantengrammatik des Deutschen“ (D-A-CH) anhand ausgewählter Fallbeispiele wie bestimmter Zeitangaben (n-jährig, Anfang Jahr, Ende Jahr), einiger Richtungsadverbien (hin-her) sowie einiger Satztypen (wobei-Sätze und dies-Sätze) die ländertypische grammatische Variation eingehend unter die Lupe nehmen. Dabei stützen sich die Autoren auf Korpusbelege einer Variantendatenbank der drei deutschsprachigen Länder und auf die Angaben im Variantenwörterbuch. Die deskriptiven Analysen dieser Konstruktionstypen können nicht nur Muttersprachlern

zur Bewusstmachung dienen, sondern auch für die Studierenden der Auslandsgermanistik von großem Nutzen sein, indem ihnen ein „empirisch fundiertes Bild der grammatischen Gebrauchsstandards im Deutschen“ (S. 233) vermittelt wird.

Die Verflechtung von linguistischer und literarischer Perspektive und Analyse liefert der Beitrag von Thomas Brooks zur Betrachtung der „würde-Umschreibung“ in Musils Werk, wobei auf Fragen der Sprachnorm und des Sprachwandels der „würde-Konstruktion“ ausführlich eingegangen wird.

Der Band ist aufgrund seiner reichhaltigen Thematik und dem weit gespannten Bogen relevanter linguistischer Phänomene, diskutiert am Österreichischen Deutsch der Gegenwart, allen Linguisten und Interessenten als Pflichtlektüre zu empfehlen, die die sprachliche Variation und deren Beweggründe im Österreichischen Deutsch verstehen wollen. Gleichzeitig liefern die einzelnen Beiträge Einblicke in relevante linguistische Modelle und Methoden, die die Sprachanalysen der Gegenwart bestimmen.

„Variation in der Standardsprache ist – wie Variation überhaupt – eines der Wesensmerkmale moderner Kultursprachen wie des Deutschen“ (S. 213). Es gilt also, diese Variation auf möglichst allen sprachlichen Ebenen der nationalen Standardvarietäten zu erfassen und sie den Lernern und Benutzern klar darzustellen und zu erläutern.

*Elisabeth Knipf-Komlósi (Budapest)*

**Péteri, Attila (2015): Satzmodusmarkierung im europäischen Sprachvergleich. Interrogativsätze im Deutschen und im Ungarischen mit einem typologischen Ausblick auf andere europäische Sprachen. Frankfurt am Main: Peter Lang. 221 S.**

Der Terminus ‚Satzmodus‘ als Bezeichnung für unterschiedliche Formtypen von Sätzen, die in Äußerungen diverse illokutive Zwecke erfüllen (können), wird in der Germanistik in Anlehnung an den traditionellen Begriff *Satzart* (*Satztyp*) seit etwa den 60er Jahren des 20. Jh. verwendet. Die grammatisch-pragmatische Bedeutung dieser Kategorie konnte jedoch erst im konzeptuellen Rahmen einer Sprechakttheorie in ihrer vollen Reichweite deutlich erkannt werden. In den letzten Jahrzehnten finden Satzmodi in der Forschung zunehmende Beachtung und es mehren sich auch Versuche, diesen Terminus im kategorialen Raster verschiedener Grammatikkonzepte neu zu definieren. Mit der Monografie von Attila Péteri bekommt diese Problematik z. T. eine neue Dimension, indem sie unter kontrastiv-typologischem Aspekt untersucht wird. Unmittelbarer Gegenstand des Buches sind Interrogativsätze, deren lexikogrammatische, syntaktische und suprasegmentale Markierung im Deutschen und im Ungarischen vor dem Hintergrund der Sachlage in sieben weiteren europäischen Sprachen (Latein, Englisch, Italienisch, Russisch, Finnisch, Türkisch und Albanisch) beschrieben und verglichen wird.

Als Inspirationsquelle für die Arbeit standen die empirischen Untersuchungen der Münchner Forschergruppe von Hans Altmann. Die Arbeit stützt sich auf eine relativ breite empirische Basis, namentlich auf mehrere Forschungsprojekte des Autors, die einen Zeitraum von zehn Jahren abdecken. Als theoretische Prämissen für die Forschung dienten u. a. folgende Leitprinzipien: enger Zusammenhang zwischen Grammatik und Pragmatik, komplexe Herangehensweise ans Sprachsystem, kompromissbereite Haltung zu den Einstellungs- und Referenztyporientierten Satzmoduskonzepten sowie arealbedingte Interaktion zwischen Sprachsystemen.

Zum Aufbau der Studie: Péteris Band gliedert sich in fünf Hauptkapitel. Kapitel 1, wo der aktuelle Stand der Forschung in Bezug auf die Kategorie Satzmodus und ihre Subkategorie Interrogativsatz sowie auf die Möglichkeiten der lexikogrammatischen, syntaktischen und suprasegmentalen Kodierung der einzelnen Typen von Interrogativsätzen skizziert wird, bietet einen kurzen Einblick in den theoretischen Hintergrund dieser Problematik. Dieser Abschnitt der Arbeit mündet in die Formulierung der theoretischen Prämissen für den eigentlichen kontrastiv-typologischen Vergleich.

In Kapitel 2 wird die Markierung der Interrogativsätze in den oben aufgezählten sieben Sprachen umrissen, die nach den Worten des Autors „eine Art typologischen Querschnitts der europäischen Sprachen“ (S. 51) darstellen. Dieser Überblick ist keineswegs ein Selbstzweck, vielmehr dient er als Referenzhintergrund für den nachfolgenden Vergleich der Interrogativsätze in deutsch-ungarischer Relation. Die Auswahl der Hintergrundsprachen ist nicht arbiträr, sondern wird argumentativ begründet. Ihre Relevanz misst sich vordergründig an den genealogischen, typologischen bzw. arealen Beziehungen zu den beiden zentralen Sprachen – z. B. Latein als Adstrat der meisten europäischen Sprachen, Russisch als Repräsentant des Slawischen, das als Adstratsprache die Entwicklung des Ungarischen beeinflusst hat, Englisch als eine Sprache, die zwar mit dem Deutschen genealogisch verwandt, doch typologisch weit davon entfernt ist usw. Die Markierung der Entscheidungs- (ENTI) und der Ergänzunginterrogativsätze (ERGI) in den ausgewählten Sprachen wird in getrennten Unterkapiteln präsentiert, die durch eine typologische Bilanz des Vergleichs abgeschlossen werden.

Kapitel 3 und 4, wo die Markierung der Interrogativsätze im Deutschen und im Ungarischen eingehend analysiert wird, stellen den gedanklichen Kern des Bandes dar. Zugegebenermaßen bemüht sich der Autor dabei um einen ausgeglichenen Kompromiss zwischen Empirie und Introspektion. Die empirische Basis besteht aus zwei Komponenten, damit

alle Aspekte der Markierung erschlossen werden können: 1. stilistisch vergleichbare Texte in beiden Sprachen zum Vergleich der lexikalischen und grammatischen Marker (Plenarsitzungsprotokolle aus dem Bereich der Legislative, Privatgespräche und Dramentexte in einem Umfang von je 4–5 Mio. Textwörtern) und 2. eine Tondokument-Sammlung zur Evaluierung der suprasegmentalen Marker. Als Novum kann dabei einerseits die Berücksichtigung der sog. Verbzweit-ENTI gelten, die für die lockere Alltagssprache charakteristisch sind, andererseits der Versuch, in die Deskription auch eingliedrige interrogative Strukturen einzubeziehen, deren Relevanz sich aus ihrer hohen Textfrequenz sowie besonderer Syntax und Funktion ergibt. Ein besonderer Schwerpunkt wird beim bilateral-kontrastiven Vergleich auf die jahrhundertelange Koexistenz beider Sprachen im mitteleuropäischen Arealgebiet gelegt, aus der sich so manche Konvergenzerscheinungen erklären lassen. Ab und zu enthält die kontrastive Analyse auch deskriptive Neuigkeiten, deren Anteil jedoch in beiden Kapiteln unterschiedlich ist: Sie kommen eher auf ungarischer Seite vor, wo der Stand der Deskription immer noch einigermaßen defizitär ist. Auch in diesen Abschnitten wird die Analyse von ENTI und ERGI getrennt präsentiert, wobei jedes Kapitel abschließend mit einem typologischen Fazit endet. Abgerundet wird das Buch durch eine Erläuterung der Abkürzungen und Symbole sowie ein umfangreiches Literaturverzeichnis.



Zusammenfassend kann man konstatieren, dass der vorliegende Band einen durchaus gelungenen Versuch darstellt, die Markierung der Interrogativsätze im Deutschen und im Ungarischen auf verschiedenen Ebenen des Sprachsystems im typologischen Kontext weiterer europäischer Sprachen zu beschreiben und kontrastiv zu analysieren. Auf die eingangs gestellten Fragen liefert Péteri plausible Antworten. Die Kapitel bauen sinnvoll aufeinander auf und zeichnen sich durch eine transparente Struktur sowie Verständlichkeit aus. Die aus dem Korpus gewonnenen statistischen Daten sowie die intonatorischen Realisierungen der Belegsätze werden mitunter grafisch veranschaulicht bzw. tabellarisch dokumentiert. Zum Schluss eines jeden Kapitels wie auch im Schlusskapitel des Bandes werden die Forschungsergebnisse in synoptischer Übersicht zu einem dynamischen Gesamtfazit komprimiert, wobei nicht selten auch ein Versuch angestellt wird, sie zusätzlich sprachhistorisch bzw. arealtypologisch zu interpretieren.

Ungeachtet des durchaus positiven Gesamteindrucks gibt die Monografie in einigen Details auch Anlass zur kritischen Reflexion: 1. Im „eurotypologischen“ Überblick finde ich die Wahl des Russischen etwas problematisch, vor allem im Kontext arealtypologischer Auswirkungen auf das Ungarische: Nachgewiesenermaßen war ja die Richtung der arealbedingten Transferenzen in dieser Relation eher umgekehrt (ural-altaisches Sub- bzw. Adstrat im

Russischen). 2. Die Suche nach einer arealtypologischen Ratio der ausgewiesenen Konvergenzen in deutsch-ungarischer Relation verbleibt ohne Heranziehung anderer Sprachen des fraglichen Arealtyps (wie etwa Tschechisch oder Slowenisch) auf einer ziemlich spekulativen Ebene. 3. Bei der Deskription bleibt der stilistische Faktor m. E. etwas unterrepräsentiert, obwohl er auf gewisse Markierungstypen (z. B. question tags) direkten Einfluss nimmt. Faktisch wird er nur implizit, und zwar durch die stilistische Dominante des jeweiligen Korpus berücksichtigt. 4. Im Text finden sich einige theorieabhängig zu interpretierende Termini (bspw. *Modalpartikeln*), die in ihrer aktuellen Bedeutung nicht definiert werden. 5. Als Beschreibungsbasis für gewisse Sprachen (z. B. Türkisch, Albanisch) dienen z. T. beschränkt fundierte Quellen wie Lehr- und Gesprächsbücher, die das Sprachsystem nur vage und fragmentarisch zu reflektieren vermögen. 6. Etwas schade ist, dass der Autor beim kontrastiven Vergleich eine konsekutiv-kontrastive Perspektive gewählt hat (d. h., die auf das Deutsche und die auf das Ungarische bezüglichen Passagen folgen einander). Eine simultan-kontrastive Darstellung wäre viel anschaulicher (wenn auch sicherlich um ein Vielfaches arbeitsaufwändiger). 7. Auf formaler Ebene wäre es auch ein großer Gewinn, wenn der „eurotypologische“ Überblick nicht (nur) im Fließtext, sondern auch in Form einer z. B. tabellarischen Synopse zusammengefasst worden wäre.

Alle diese Kritikpunkte bleiben allerdings marginal angesichts der Gesamtleistung. Ich kann kaum genügend hervorheben, dass ich das Buch unbedingt als eine Bereicherung des wissenschaftlichen Diskurses empfinde. Es weist neben empirischer Evidenz ein großes Spektrum an sprachtheoretischer Reflexion und teilweise recht innovative Analysen einzelner

Phänomene auf. Darin liegt auch die spezifische Leistung des Bandes, der eine lohnende Lektüre für all diejenigen ist, die gewillt und bereit sind, ihren Blick auf das Sprachsystem des Deutschen und des Ungarischen im Kontext der europäischen Sprachlandschaft zu erweitern.

*Jiří Pilarský (Debrecen)*

**Pilarský, Jiří (Hg.) (2013): Deutsch-ungarische kontrastive Grammatik. Debrecen: Debreceni Egyetemi Kiadó (= Veröffentlichungen des Instituts für Germanistik an der Universität Debrecen Studienmaterialien 10). 3 Bde., 1182 S.**

Mit der von Jiří Pilarský herausgegebenen „Deutsch-ungarischen kontrastiven Grammatik“ (DUKG), die als Ergebnis einer langjährigen Projektarbeit an der Universität Debrecen entstanden ist, liegt die erste umfassende kontrastive Grammatik für die beiden Sprachen vor. Die dreibändige, dependenzbasierte Grammatik richtet sich an ein breites Publikum: Als Lehr- bzw. Nachschlagewerk kann sie v. a. von (ungarischen) Germanistikstudenten und -dozenten, aber auch von Übersetzern, Dolmetschern und anderen Interessierten nutzbringend verwendet werden. Das Werk behebt ein großes Desiderat in der deutsch-ungarischen kontrastiven Forschung mit einer Darstellung der wichtigsten grammatikalischen Erscheinungen in einem einheitlichen theoretischen Rahmen;

zugleich überzeugt es auch durch den reichen Einsatz von ausgefeilt, umsichtig und leicht nachvollziehbar dargestellten Belegmaterialien.

Als Vorlage dienen hauptsächlich Ulrich Engels Dependenz-Verb-Grammatik (DVG) bzw. Syntax sowie andere kontrastive Grammatiken auf deren Grundlage; je nach Bedarf wird auch auf weitere Grammatiken zurückgegriffen, etwa auf die IDS-Grammatik, auf die Grammatik von Helbig/Buscha oder auf die Tesnière'sche Dependenz- und Valenzgrammatik. Seitens des Ungarischen stützen sich die Autoren v.a. auf die von Borbála Keszler herausgegebene, im Übrigen ebenfalls dependenzorientierte ungarische Grammatik.

Die Wahl der Dependenz- und Valenzgrammatik ist auf jeden Fall zu begrüßen, denn sie stellt einen adäquaten,

transparenten und didaktisch angemessenen Rahmen für die syntaktische Beschreibung der deutschen und der ungarischen Sprache dar. In der DUKG tauchen aber auch die Komponenten einer anderen Theorie, der Generativen Grammatik, auf, obwohl diese als mit dem „dependenziellen Konzept sehr mühsam und unvollkommen (wenn überhaupt) vereinbar“ (S. 293) bezeichnet wird. Insofern zeigt die stellenweise auftretende, nicht-metaphorische Verwendung von Termini wie „Oberflächenstruktur“, „Tiefenstruktur“ und „Oberflächenverschiebung“ oder die Annahme der „systemseitig erzwungenen Tilgung“ (z. B. von Pronomina) als Beschreibungsinstrument zumindest Spuren eines gewissen methodischen Eklektizismus.

Die Behandlung der Kontrastsprache Ungarisch setzt bei den Autoren fundierte Kenntnisse der ungarischen Grammatik voraus. Trotzdem legen einige Ungenauigkeiten in der Terminologie sowie vereinzelte merkwürdige Sprecherurteile die Einsicht nahe, dass ein gründliches Lektorat (auch) bezüglich der ungarischen Seite der Buchqualität nicht geschadet hätte. Problematisch erscheinen hier z. B. die einheitlich als dativisch (Dativattribut + Nomen) betrachteten Possessivkonstruktionen, ohne Differenzierung nach Ausdrucksmöglichkeiten (außer Dativ noch Nominativ + Possessivsuffix: *a folyó ezüstös szalagja*, S. 243, oder gar pures Possessivsuffix: *a(z én) könyvem*, S. 906), oder das fehlende Verständnis für die Möglichkeit der vorangestellten

nicht-adjektivischen Attribute im Ungarischen (S. 233). Auch die Nivellierung der Unterschiede zwischen adverbialkasussuffigierten Substantiven und Postpositionalphrasen scheint theoretisch nicht haltbar, trotz der tendenziell gemeinsamen deutschen Entsprechung in Form von Präpositionalphrasen.

Andererseits finden sich zahlreiche eigenständige Ideen zur Behandlung strittiger Phänomene im Ungarischen, v. a. den verbalen Bereich betreffend. So werden die Verben *van* und *lesz* mutig (und wahrscheinlich zu Recht) als Genusauxiliare eines Zustandspassivs eingestuft, die traditionell als ‚verbales Verbalnomen‘ (*igei igenév*) bezeichneten Infinita als objektiv suffigierte Formen des Partizip Perfekts betrachtet und die traditionell als ‚adverbiales Verbalnomen‘ (*határozói igenév*) geltenden Formen zu den präsintischen Partizipien gerechnet (wenngleich letztere eindeutig adverbiale, und keine adjektivischen Eigenschaften aufweisen).

Sehr nützlich sind die aus deutsch-ungarischer kontrastiver Sicht zusammengestellten Listen, die teilweise im Anhang (7.) zu finden sind und teilweise an den entsprechenden Stellen der Grammatik (z. B. semantisch klassifizierte Präpositional-/Postpositionalergänzungen auf S. 168–170, Verben mit obligatorischen/fakultativen Korrelaten auf S. 385 u. a. m.).

Hinsichtlich der Benutzerfreundlichkeit wäre in einer eventuellen Neuauflage des Buches noch einiges zu verbessern. So sind z. B. die verwendeten Zeichen und Abkürzungen nur in den

jeweils relevantesten Kapiteln zu finden, was den Einsatz der Grammatik als Nachschlagewerk ziemlich beeinträchtigt. Auch bei den Querverweisen wären konkrete Seitenzahlen oft hilfreicher als die – meist sechsstellige – Abschnittsnummer. Die Tabellen sollten mit Unterschriften und vor allem mit Erklärungen versehen werden. Manchmal kann auch die Wahl der in zwei Spalten angeordneten Beispiele irritierend wirken, die in der überwiegenden Mehrheit der Fälle übersetzungsadäquat sind, doch hin und wieder kleinere Abweichungen enthalten oder sich völlig unterscheiden. In Anbetracht der didaktischen Zielsetzung des Werkes ist der descendente Aufbau – vom Text zum Wort – ebenfalls wenig zuträglich (z. B. erfolgt die ausführliche Darstellung der indirekten Rede mehrere hundert Seiten vor der Behandlung des Konjunktivs I). Wie erwähnt, beginnt die DUKG mit der Behandlung der textuellen Phänomene. Nach relativ kurzen textstrukturellen Ausführungen wird die Textschichtung (mit Fokus auf der indirekten Rede) erörtert, gefolgt von einem analysierend-vergleichenden Inventar verschiedener für das Alltagsleben bedeutsamer Textsorten. Das erste Kapitel endet mit einer ausführlichen Besprechung der Textverweise. Kapitel 2 „Der Satz“ beginnt mit der Vorstellung der Grundbegriffe der DVG (u. a. Dependenz, Valenz, Ergänzung, Angabe, Attribut) und der sonstigen hier postulierten syntaktischen Prämissen; außerdem findet man in je-

dem Unterkapitel sehr verständliche und den Kern treffende Einführungen zu den behandelten syntaktischen Phänomenen. Im Weiteren wird die Struktur des einfachen Satzes, des Verbal-komplexes und der einzelnen Phrasen erörtert. Auch die Satztopologie, dieses aus deutsch-ungarischer kontrastiver Sicht so wichtige Gebiet, erfährt eine gebührende und adäquate Behandlung. Am Kapitelende werden die komplexen Sätze gemäß Engels DVG, ergänzt um Einsichten der IDS-Grammatik, beschrieben.

Das dritte und längste (einen ganzen Band umfassende) Kapitel ist dem Wort gewidmet. Nach einer weitgehend formal orientierten Wortartenlehre (s. auch Kap. 2 „Der Satz“) wird die Morphologie, Semantik und Syntax der einzelnen Kategorien kontrastiv dargestellt. Dabei werden – der Zielsetzung des Buches entsprechend – solche Phänomene ausführlich und sehr anschaulich behandelt, die in den beiden Sprachen die größten oder gerade die subtilsten Unterschiede aufweisen und daher als Interferenzquellen gelten. Selbst bei solch schwierigen Themen wie Abweichungen im Numerusgebrauch oder das Genus verbi finden sich sehr gelungene Erklärungen durch den Einsatz gut nachvollziehbarer Konzepte wie der Gegliedertheit oder der Perspektivenunterschiede.

Zu den morphologischen Ausführungen werden hin und wieder auch die Hintergründe regional, sozial oder stilistisch unterschiedlicher Realisierungen erklärt, was einerseits

von großer Umsicht zeugt, andererseits eine unschätzbare Hilfeleistung für die ungarischen Studierenden der deutschen Sprache ist.

Das Kapitel 4 „Grammatik und Pragmatik“ befindet sich überraschenderweise erst im dritten Band, trotz der deszendenden Struktur der DUKG (und Engels Praxis). Der Zielsetzung nach wird die Pragmatik (als Theorie des Sprachgebrauchs) von dem Sprachsystem abgetrennt behandelt, hier werden drei zentrale Bereiche – die Sprechakte, die Bezugnahme auf Personen mit Schwerpunkt auf die Anredesysteme sowie die Höflichkeit – samt ihren systemseitigen Realisierungsmöglichkeiten dargestellt. Am ausführlichsten werden die Sprechakte diskutiert, ergänzt mit einer übersichtlichen und praktischen Vorstellung „alle[r] existierenden“ (?) Sprechakte in beiden Sprachen (ab S. 839). Der einleitende Teil wirkt hier dagegen ausnahmsweise etwas verwirrend, besonders die nach der überholten (und mit der DVG unvereinbaren) Performativen Hypothese anmutende Behauptung, dass sich jede Äußerung in einen, die Illokution tragenden Obersatzrest (traditionell: Hauptsatz) und einen Nebensatz mit der Proposition zerteilen ließe (S. 838). Auch auf die gründliche Erklärung der unterschiedlichen und komplizierten Anredesysteme in beiden Sprachen wird großer Wert gelegt, wobei wegen der beträchtlichen soziolinguistischen Veränderungen seitens des Ungarischen auch aktuelle einschlägige Studien rezipiert und in die Beschreibung integriert werden.

In Kapitel 5 werden die ebenenübergreifenden grammatischen Erscheinungen der Häufung (nicht ganz im Sinne der DVG als Ergebnis von Tilgungen analysiert), der Kongruenz und der Negation auf allen linguistischen Ebenen beschrieben, hier ebenfalls auf die zwischensprachlichen Unterschiede fokussiert und durch transparente Beispiele verdeutlicht.

Kapitel 6 umfasst einen praktischen Übungsteil, der mit den einzelnen Kapiteln bzw. Teilgebieten korrespondiert und auch Hinweise auf die betreffenden Stellen enthält. Dass dazu kein Lösungsschlüssel vorhanden ist, könnte durchaus von Vorteil sein. Danach folgt im 7. Kapitel der Anhang mit wichtigen Verben, Adjektiven und Substantiven, die in den kontrastierten Sprachen abweichende Ergänzungen bzw. Ausbausätze regieren, sowie eine Sammlung von Funktionsverbgefügen. Das Buch beschließt ein Glossar und die Bibliographie.

Insgesamt ist die neue kontrastive Grammatik unbedingt als großer Gewinn für die ungarische Germanistik, ganz besonders für den Hochschulunterricht, zu bewerten. Das Vorwort und die sorgfältige Sammlung der Errata auf der Homepage des Herausgebers deuten darüber hinaus darauf hin, dass das Werk keineswegs als abgeschlossen zu betrachten ist; man darf also auf eine Weiterentwicklung dieser bereits jetzt sehr nützlichen Grammatik hoffen.

*Bernadett Modrián-Horváth  
(Piliscsaba-Budapest)*

**Szczęk, Joanna (2015): Absageschreiben auf Bewerbungen. Eine pragmalinguistische Studie. Berlin: Frank & Timme (= Sprachwissenschaft 24). 420 S.**

Die gegenwärtige wirtschaftliche Situation hat im Zusammenhang mit der Arbeitssuche zu dem immer häufigeren Gebrauch der Textsorte „Bewerbung“ geführt. Bewerbungen erfordern von den Firmen und Unternehmen im Sinne vorhandener Regelungen auf dem Arbeitsmarkt jeweils auch eine Antwort. Ablehnende schriftliche Reaktionen auf Bewerbungen nennt man „Absageschreiben“. Die Tatsache, dass heutzutage (parallel zu den Bewerbungen) auch Absageschreiben massenweise produziert werden, begründet die Aktualität der Themenwahl der Monografie von Joanna Szczęk, die als Habilitationsschrift an der Universität Wrocław eingereicht worden ist.

Die Monografie beginnt mit einem recht informativen und wertvollen Forschungsüberblick über die Hauptsprachhandlung *Absagen*, in dem nicht nur linguistische, sondern auch didaktische Forschungsstränge sowie die Ratgeberliteratur vorgestellt werden, um die eigene Forschungsabsicht verorten zu können. Die Zielsetzung der Verfasserin ist es, „die Absageschreiben aus pragmalinguistischer Perspektive zu beschreiben und ihre textlinguistischen Merkmale zu bestimmen“ (S. 31).

Der Monografie liegt ein selbst erstelltes Korpus zu Grunde, das 253

deutschsprachige Texte aus dem Zeitraum zwischen 2001 und 2012 umfasst. Es sind authentische Absageschreiben, in denen auf Bewerbungen von Arbeitssuchenden in allen möglichen geistigen Tätigkeiten (z. B. Versicherungsassistent, Lehrkraft, Pressereferent) geantwortet worden ist. Das Korpus kann nicht nur aus quantitativer Sicht als repräsentativ betrachtet werden. Bei seiner Zusammenstellung sind z. B. auch das Gleichgewicht von weiblichen und männlichen Bewerbungen und die Vielfalt der benannten Stellen berücksichtigt worden. Acht Texte sind in ihrer Originalform zur Illustration auch im Anhang platziert worden.

Für ihre Untersuchungszwecke ist von der Verfasserin ein integrativer theoretischer und methodologischer Rahmen umrissen worden. Bereits die Kapitelüberschriften im Inhaltsverzeichnis erlauben einen ersten Überblick über die vielfältigen Untersuchungsebenen und -kriterien, auf bzw. nach denen die Textsorte „Absageschreiben“ synchronlinguistisch analysiert wird, z. B. „Analyse der Textstruktur“, „Absageschreiben im Lichte der Sprechakttheorie“, „Rhetorische Aspekte“, „Zur Höflichkeit in den Absageschreiben“, „Zum Ausdruck der Emotionen in den Absagen“ (S. 7–9) usw.

Ohne Anspruch auf Vollständigkeit sollen drei Analyseaspekte hervorgehoben werden, die den hohen wissenschaftlichen Wert der Monografie überzeugend nachweisen können. Auf der *text(sorten)linguistischen Ebene* werden wesentliche Merkmale der relativ neuen Textsorte „Absageschreiben“, wie Textfunktionen, thematische Struktur, sprachstrukturelle Spezifika erarbeitet, wobei der Schwerpunkt darauf liegt, Textsortenkonstitutives und -typisches zu ermitteln. Die zum Ausgangspunkt gewählte ausführliche Vorstellung der Aspekte der kommunikativen Situation (die eingangs erwähnte Situation auf dem Arbeitsmarkt, der Absageschreiber mit seinen Interessen und Zielen, die Wirkung des Absageschreibens auf den Rezipienten usw.), die die strukturelle und sprachliche Gestaltung der Texte determiniert, ist daher eine kluge Entscheidung.

Als besonders wertvoll erweisen sich auf dieser Ebene einerseits die Bestimmung und Beschreibung der drei Varianten der Textsorte „Absageschreiben“, nämlich das „eigentliche Absageschreiben“, der „Aperitif-Brief“ und das „Eisschreiben“ (S. 124 ff.). Im Aperitif-Brief wird der Bewerber über den Fortgang des noch nicht beendeten Bewerbungsverfahrens informiert, der Eingang seiner Unterlagen wird bestätigt, er selbst wird um Geduld gebeten und

es wird eine zukünftige Kontaktaufnahme versprochen. Im eigentlichen Absageschreiben wird das *Absagen* explizit, jedoch auf eine ganz bestimmte Art und Weise, ausgedrückt, während im Eisschreiben der Bewerber „aufs Eis gelegt wird“: Es wird ihm mitgeteilt, dass die ausgeschriebene Stelle schon besetzt ist, es wird aber auch zum Ausdruck gebracht, dass der Kontakt mit ihm aufrechterhalten werden soll, um ihn bei Bedarf doch anzustellen. Andererseits wird reichlich mit Beispielen belegt und dadurch sehr überzeugend illustriert, wie oft Absageschreiber von vorgeprägten strukturellen Mustern bzw. Formulierungsmustern (z. B. von Floskeln, von Funktionsverbgefügen, von verschleiernenden Euphemismen usw.) Gebrauch machen.

Eines der interessantesten Kapitel stellt die Analyse auf der *Ebene der Sprechakte* dar. Der die Textsorte konstituierende Sprechakt *Absagen/Ablehnen* wird im ersten Schritt im globalen Rahmen des Handlungsmusters *Nein sagen* betrachtet. Dabei wird auf die Rolle kultureller Konventionen des *Nein Sagens* (höflich oder sachlich, direkt oder indirekt) hingewiesen, die sich in der Art und Weise des *Ab-sagens* niederschlagen. Für deutsche Absageschreiben gilt generell, dass in diesen zwar *Nein gesagt* wird, doch wird die Absage abgemildert.

Innovativ ist auch der Ansatz, den Sprechakt *Absagen/Ablehnen* als re-

sponsiven Sprechakt, d. h. als Antwortsprechakt auf einen früher geäußerten, sog. initiativen Sprechakt, nämlich das *Angebot* in der Bewerbung, aufzufassen.

In diesem Sinne wird die Aufmerksamkeit darauf gerichtet, die Illokutionsstruktur von Absageschreiben zu ermitteln (z. B. welche Sprechakte kommen neben dem *Absagen* in den Absageschreiben vor, bzw. wie werden sie mit dem *Absagen* kombiniert). Es wird auch überprüft, ob die *Absage* direkt oder indirekt realisiert wird. Im Falle der Übermittlung von negativen Nachrichten gilt nämlich die Indirektheit als das beste Mittel, das Negative weitgehend abzuschwächen. Die Ermittlung der Techniken indirekten Absagens betrachtet die Verfasserin im Kontext von Ablehnungsstrategien, zu denen auch die Höflichkeit gerechnet wird.

Auf der Grundlage der bekanntesten *Höflichkeitstheorien* (z.B. Goffman und Leech) konzentriert sich die Arbeit auf sprachliche Strategien der Höflichkeit in den Absageschreiben. Im Mittelpunkt des Interesses stehen hier die Konversationsmaximen. Durch die Bestrebung von Absageschreibern, die Nicht-Übereinstimmung abzuschwächen, werden zwar die Grice'schen Konversationsmaximen verletzt, aber es treten andere, wie die Höflichkeitsmaxime, motivierend auf. Die Verfasserin ordnet die Formulierungen in den Absage-

schreiben Sprechakten (z. B. Versprechen im Aperitif-Brief), Maximen (z. B. Takt/Großzügigkeit) und kognitiven Operationen (z. B. Ankündigung einer möglichen Kontaktaufnahme in der Zukunft) zu. Aus dieser systematischen Analyse stellt sich heraus, dass für die drei Varianten der Textsorte „Absageschreiben“ jeweils unterschiedliche Zuordnungen charakteristisch sind.

Aus der Sicht der Goffman'schen Face-Work-Theorie wird hervorgehoben, dass durch das *Absagen* sowohl der Empfänger als auch der Sender sein Gesicht verlieren kann, beide sollen daher im Rahmen von kommunikativen Handlungen geschützt und aufgewertet werden. In den Absageschreiben sind die Absageschreiber bestrebt, ihr eigenes Image nicht zu zerstören, einen guten Eindruck zu hinterlassen, aber auch den Bewerber nicht zu sehr zu enttäuschen, in ihm positives Denken zu erwecken. Dies erfolgt mittels lexikalischer und grammatischer Indikatoren der Höflichkeit (z.B. Konjunktiv, Satzadverbien wie „freundlicherweise“).

Für die Beleuchtung eines wichtigen thematischen Teiles in der Makrostruktur der Absageschreiben, nämlich der Begründung, wird eine *rhetorische Analyse* herangezogen. Aus rhetorischer Sicht ist von Belang, wie die Absage mit Argumenten begründet wird. Es stellt sich heraus, dass in den



Texten rationale Argumente überwiegen, Fakten, die als unbestreitbar gelten und außerhalb der Firma liegen (z. B. finanzielle Lage des Staates). Die Schuld kann nun auf diese Fakten verschoben werden.

Eng mit rhetorischen Aspekten hängt auch die Frage zusammen, welche *Emotionen* die *Ablehnung* als Sprechakt evozieren kann (Enttäuschung wegen der Formulierung der *Absage* oder auch Zufriedenheit durch den ausgedrückten *Dank* für die Bewerbung). Die analysierten Texte erweisen sich als sachlich, neutral und emotionslos.

Das Buch ist in einem sehr anspruchsvollen, gleichzeitig aber verständlichen wissenschaftlichen Stil geschrieben. Das Literaturverzeichnis erstreckt sich auf insgesamt 27 Seiten und enthält deutsch-, englisch- und polnischsprachige Titel. In ihm sind sowohl Grundlagenwerke zu zahlreichen Facetten des Themas, als auch die aktuellste Forschungsliteratur vertreten. Dadurch kann das Literaturverzeichnis an und für sich auch als eine Art Bibliografieverzeichnis verwendet werden.

Das grundlegende Verdienst und der wissenschaftliche Wert der Monografie liegen einerseits in der Erarbeitung eines komplexen methodologischen Verfahrens zur linguistischen Beschreibung der Textsorte „Absageschreiben“, andererseits in den Ergebnissen der durchgeführten empirischen

Analysen. Die verwendete integrative Herangehensweise erlaubt es, analytisch zu ermitteln, welche Mechanismen und Strategien (Höflichkeit, Indirektheit, Kombination von Sprechakten, sprachliche Ausgestaltung) kulturbezogen in deutschen Absageschreiben im Dienste der Entschärfung der Absage verwendet werden. Andererseits geht aus den Analysen hervor, in welchem Maße diese Textsorte im Deutschen durch relativ rigide, vorgefertigte Muster struktureller und sprachlicher Art geprägt ist. Das Verfassen von Absageschreiben scheint zu einer Routinehandlung, lediglich zu einer Aufgabe (unter vielen anderen) in der Geschäftskorrespondenz geworden zu sein.

Aus kulturologischer Sicht wäre daher hochinteressant, dieselbe Textsorte auch in einer anderen, etwa einer fernasiatischen Kultur zu untersuchen. Die Monographie von Joanna Szczek stellt für solche zukünftigen Untersuchungen ein linguistisches Basiswerk dar. Als einzigen Kritikpunkt kann man die unübersetzten, in der Argumentation der Monografie jedoch wichtigen und wertvollen polnischsprachigen Zitate erwähnen. Angesichts der Anforderungen an eine Habilitationsschrift in der polnischen Germanistik muss jedoch diese Kritik – ähnlich wie die *Absage* in den Absageschreiben – entkräftet werden.

Roberta V. Rada (Budapest)

**Tóth, József (Hg.) (2015): Die Sprache und ihre Wissenschaft zwischen Tradition und Innovation/ Language and Its Study between Tradition and Innovation. Akten des 45. Linguistischen Kolloquiums in Veszprém 2010/Proceedings of the 45<sup>th</sup> Linguistics Colloquium, Veszprém 2010. Frankfurt am Main: Peter Lang (= Linguistik International 34). 439 S.**

Das Vorwort des Bandes (S. ix ff.) stellt das 45. Linguistische Kolloquium vor. Das seit 1966 tradierte Kolloquium wurde diesmal in Veszprém unter der Leitung des Bandherausgebers József Tóth in Zusammenarbeit mit Csaba Földes veranstaltet. Im Vorwort werden einige ausgewählte Vorträge der Tagung kurz beschrieben. Hierbei stellt sich heraus, dass bei weitem nicht alle Vorträge in den Konferenzband aufgenommen worden sind. Nur im Vorwort werden u. a. Wilfried Kürschner und Lew Zybatow erwähnt, die übrigens unter den Herausgebern der Reihe „Linguistik International“ zu finden sind. Wenn das Inhaltsverzeichnis des Bandes mit dem Programm des Kolloquiums<sup>1</sup> verglichen wird, lassen sich die genauen Zahlen feststellen: Von insgesamt 54 Vorträgen erscheinen im Buch 34 in einer schriftlichen Version, hiervon 24 in deutscher, 10 in englischer Sprache.

Wie darauf im Vorwort hingewiesen wird, ist es eine Tradition des Linguistischen Kolloquiums „den Titel bewusst sehr weit zu fassen“ (S. ix), da-

mit praktisch jedes Forschungsthema, das im Rahmen der Linguistik bleibt, Eingang finden kann. Dementsprechend weit gefächert ist auch die Liste der Sektionen, von der jedoch die Kapitelüberschriften des Bandes einigermaßen abweichen („Pragmatik“ war beispielsweise Name einer Sektion, zu der im Buch kein Kapitel gehört). Das erste Kapitel (S. 3 ff.) nach dem Vorwort enthält die drei Plenarvorträge (die Kapitel sind nicht durchnummeriert). Diesem folgt „Kontrastive Linguistik“ (S. 51 ff.), danach „Lexikologie und Semantik“ (S. 125 ff.), weiterhin „Interkulturelle Linguistik und Sprachkontaktforschung“ (S. 209 ff.), „Grammatikographie“ (S. 255 ff.), „FS-Didaktik“ (S. 317 ff.) und „Angewandte Linguistik“ (S. 353 ff.). Innerhalb der einzelnen Kapitel ist eine breite Skala von Herangehensweisen, Methoden, theoretischen Ansätzen zu beobachten: Paralleltextanalyse, Korpuslinguistik, Natural Language Processing, Diskursanalyse, Kognitive Linguistik usw. Die Besprechung aller 34 Beiträge würde den Rahmen der vorliegenden Rezension sprengen, deshalb sollen nur einige pro Kapitel ausgewählt werden.

<sup>1</sup> [http://nemet.ektf.hu/files/programm\\_45\\_ling\\_konf.pdf](http://nemet.ektf.hu/files/programm_45_ling_konf.pdf) (zuletzt gesehen am 15. 06. 2015)

Ein anderes traditionelles Ziel des Kolloquiums ist es, „ein lebendiges Forum für Fachdiskussionen zwischen etablierten Forschern und Nachwuchswissenschaftlern zu sein“ (S. ix). Dem wird gerecht, dass in der Namenliste der Autoren nebst Professorinnen und Professoren auch einige Vertreter der jüngeren Generation vorerst ohne Promotion präsent sind (z. B. Szilvia Győr oder Sandra Weis).

Auch die Plenarvorträge gehören zu völlig verschiedenen Bereichen der Sprachwissenschaft. Der Beitrag von Peter Ernst hat den Titel „Plädoyer für eine Linguistik der Emotionen“. Der Autor nennt den Anfang des 21. Jahrhunderts einen „Wendepunkt der Linguistik“ (S. 3), wo das Sprache(n) benutzende Individuum ins Zentrum des Interesses gerät. Der Autor versucht sein im Band „Perspektiven der germanistischen Sprachgeschichtsforschung“ (Ernst 2010) veröffentlichtes Kommunikationsmodell mit weiteren Argumenten zu untermauern. Das Modell enthält eine Ebene mit den „Faktoren, die die sprachliche Kommunikation beeinflussen“, und zu diesen gehören „alle Elemente des emotionalen Kommunizierens“ (S. 10 f.).

Der die Tagung eröffnende Plenarvortrag wurde von Csaba Földes gehalten (ich richte mich nach der alphabetischen Anordnung der Autoren im Band). Der Titel heißt „Fremd-, Zweit- und Minderheitensprachen in Ungarn – als Problem- und Handlungsfeld für die Sprachenpolitik“. Es wird u. a. die Stellung des Deutschen

als Fremdsprache in „Ostmittel-, Ost- und Südosteuropa“ unter die Lupe genommen (S. 16 ff.). Aus dem Abschnitt „Fremdsprachen im Schulbereich: Drang nach Englisch“ (S. 18 ff.) geht hervor, dass Englisch in letzter Zeit auch in den ungarischen Schulen auf dem Vormarsch ist. Das Ausmaß dieses Siegeszuges variiert allerdings je nach Schultyp. Im Hochschulbereich ist dieselbe Tendenz beobachtbar, und zwar nicht nur beim DaF-Unterricht, sondern auch bei Sprachfächern, wobei die Zahl der Germanistik-Studierenden zwischen 1995 und 2010 um bis zu einem Drittel zurückgegangen ist. Im abschließenden Teil „Bilanz und Perspektiven“ erachtet der Autor es als „angebracht, das Spannungsfeld von Deutsch und Englisch nicht als Konkurrenzkampf, vielmehr im Zeichen einer Komplementarität zu sehen“, wobei Deutsch „als regionale Kontaktsprache“ in Mitteleuropa verwendet werden solle (S. 28).

Der Titel des dritten Plenarvortrags, gehalten von Zoltán Kövecses, ist „Metaphor, discours, context. A cognitive linguistic perspective“. Von den metaphorischen Kreativität induzierenden Faktoren im Sprachgebrauch wird vom Autor diesmal der Kontext erörtert (mit Bedeutungsübertragungen, die „source-induced“ oder „target-induced“ sind, hat er sich früher in Kövecses (2005) auseinandergesetzt). Zum Kontext rechnet er außer dem unmittelbaren linguistischen Kontext auch die physische Umgebung sowie den sozialen und kulturellen Kontext (S. 44 f.).

In den sechs Beiträgen des Kapitels zur kontrastiven Linguistik erscheinen als Kontrastsprachen des Deutschen Georgisch, Spanisch, Kroatisch, Niederländisch und zweimal Ungarisch. Arndt Wegger weist bereits mit dem Titel seines Beitrags darauf hin, dass er sich über den ungarisch-deutschen kontrastiven Vergleich hinaus auch mit typologischen Problemen („im europäischen Kontext“) befassen will. Die europäischen Sprachen teilt er aufgrund des Status des Verbsatzes in einen „altindoeuropäischen“ und einen „neuindoeuropäischen“ Typ ein, und zum Letzteren rechnet er auch das finnugrische Ungarisch, weil hier die Verbsätze betont und vom Stamm trennbar sind. Im kontrastiven Teil (S. 112 ff.) führt er einen erheblichen Teil der Übereinstimmungen auf Lehnbildungen zurück, und aus diesem Blickwinkel untersucht er im Abschnitt „Sprachkontakt“ (S. 118 ff.) zwei konkrete Präfix-Paare.

Einer der acht Beiträge im Kapitel „Lexikologie und Semantik“ weist ebenfalls eine kontrastive Perspektive auf: József Tóth stellt ein Projekt vor, das sich „auf intra- und interlinguale lexikalisch-semantische Untersuchungen“ konzentriert, in die auch eine „interkulturelle Betrachtung“ einbezogen wird (S. 197). Repräsentationen der Bedeutungen von deutschen und ungarischen Verben sollen verglichen werden. Eine zentrale These der Untersuchungen ist, dass Verbbedeutungen immer Ereignisstrukturen darstellen.

In demselben Kapitel ist Armin Burkhardts Beitrag zu lesen. Durch die Analyse des Politik- und Mediendiskurses über die Beteiligung von Deutschland an den militärischen Aktivitäten in Afghanistan zeigt er auf, wie der Weg von euphemistischen Paraphrasierungen zum direkten Gebrauch des Wortes „Krieg“ führt, wobei das Wort für Deutsche auf ihr Land bezogen seit dem Zweiten Weltkrieg gewissermaßen als Tabu gilt.

Das Kapitel „Interkulturelle Linguistik und Sprachkontaktforschung“ besteht aus vier Beiträgen, in denen u. a. Sprachkontakte von Ungarn, die in Australien bzw. in Kanada leben, oder die samische Minderheit in Norwegen thematisiert werden. Mustafa Yagbasan verwendet türkische und deutsche Zeitungen für seine vergleichende Diskursanalyse, in der er Fragen des Verhältnisses zu „Fremden“, zu „Anderen“ (S. 243) nachgeht. Ioana Crețu schreibt über „interkulturelle Spracherscheinungen in Siebenbürgen“ (S. 209).

Im Kapitel „Grammatikographie“ kommen vereinzelte grammatische Probleme zur Sprache, so z. B. die Konstruktion „*how about* + Satz“, resultative Konstruktionen im Englischen und Deutschen oder Kasusvariation bei estnischen und deutschen Verben (wie ersichtlich, kehrt die Kontrastivität auch in diesem Kapitel wieder). Mit dem Thema „Wortbildung und Kognition“ bewegt sich Imre Szigeti im Grenzgebiet zwischen Derivationsmorphologie und Syntax. Er stellt bereits im Titel die Frage, die er zu beantworten sucht:

„Ist Konversion tatsächlich ein Wortbildungsmittel?“ (S. 289). Nach einem Überblick über die einschlägige Literatur bzw. der Problematisierung der Nullmorphem-Lösungen und der „kategorialen Indeterminanz“ der Wurzelmorpheme kommt er zu dem Schluss, „dass die grundsätzliche Einstellung der meisten Theorien zur Wortbildung, die auf der Kompositionalität der Wort- und Phrasenstrukturen basiert, nicht aufrechterhalten werden kann“ (S. 296). Diesen Theorien stellt er „eine alternative konzeptuell-semantische Deutung“ (ebd.) der Konversionsdaten gegenüber. Dabei sollen Wörter über konzeptuelle Strukturen verfügen, und es handle sich „bei der Konversion um eine einfache Konzeptzuweisung an ein einfaches Wort“ (S. 299).

Heinrich Webers fragender Titel in demselben Kapitel heißt „Seit wann kennt man Nebensätze?“ (S. 303). In der Geschichte der Grammatikographie und der Rhetorik findet er die erste Erwähnung von Haupt- und Nebensätzen im Deutschen im Jahr 1715 (S. 307). Er verfolgt den Gebrauch dieser Begriffe bis zur Gegenwart und stellt fest, dass formale und funktionale Kriterien die „Natur des Nebensatzes“ (S. 313) besser wiedergeben können als logisch-semantische Definitionen.

Im Kapitel zur FS-Didaktik gibt es drei Beiträge. Manana Kutelia möchte anhand von „Erfahrungen aus dem georgischen Schulwesen“ die im Titel stehende Frage „Englisch als lingua franca – Deutsch als Stiefkind?“ beantworten (S. 329).

Das der Angewandten Linguistik gewidmete Kapitel enthält fünf Aufsätze. Maria Grozeva schreibt von linguistischen „Hecken“ im Internetforum (S. 353). Márta Murányi-Zagyvai geht der Frage nach, „welche innovative Rolle“ englische oder durch das Englische vermittelte „Kurzwörter in der ungarischen und deutschen Fachsprache der analytischen Chemie spielen“ (S. 389). Die Autorin sieht die fachsprachliche Verwendung derartiger Wörter als neue und vorteilhafte Erscheinung an: In der Zusammenfassung schreibt sie von sechs Vorteilen, denen ein einziger Nachteil gegenübergestellt wird (S. 396 ff.).

Auch die kurz vorgestellten Beiträge zeugen von der eingangs erwähnten großen Vielfalt der Thematik, die nahelegt, dass potenzielle Leser des Bandes ebenfalls viele verschiedene Bereiche der Linguistik vertreten dürften.

#### Literatur:

Ernst, Peter (2010): Zum Problem „Mündlichkeit – Schriftlichkeit“ in der deutschen Sprachgeschichte. In: Schmid, Hans Ulrich (Hg.): Perspektiven der germanistischen Sprachgeschichtsforschung. Berlin; New York (= Jahrbuch für germanistische Sprachgeschichte 1.), S. 225–236.

Kövecses, Zoltán (2005): *Metaphor in Culture, Universality and Variation*. New York: Cambridge University Press.

*Pál Uzonyi (Budapest)*